

Diplomarbeit im Studiengang
Journalismus und Organisationskommunikation
2006

**Niklaus Meienberg, eine Ikone des Schweizer Journalismus?
Vergleich des beruflichen Rollenselbstverständnisses Niklaus Meienbergs
mit ausgewählten Schweizer Journalisten**

vorgelegt am Institut für Angewandte Medienwissenschaft IAM
an der Zürcher Hochschule Winterthur ZHW

Betreuer

Roger W. Müller Farguell

Diplomand

**David Herrmann
Näfelserstrasse 27
4055 Basel
E-Mail: herrmdav@zhwin.ch
Mobile: +41 78 822 71 03**

Erklärung

David Herrmann versichert hiermit, dass die Arbeit selbständig und ohne fremde Hilfe verfasst wurde und dass sämtliche Quellen im Text oder im Anhang nachgewiesen sind (Literatur und Quellenverzeichnis).

Ort, Datum:

Unterschrift:

Inhaltsverzeichnis

1.	Einleitung.....	3
1.1	Ausgangslage	3
1.2	Forschungsleitendes Interesse und Fragestellung	3
1.3	Gegenstand	4
1.3.1	Die journalistische Rollenselbstwahrnehmung Niklaus Meienbergs	4
1.3.2	Die Rollenselbstwahrnehmung zeitgenössischer Journalisten	4
1.4	Ziele.....	5
2.	Theoretische Grundlagen	5
2.1	Übersicht	5
2.1.1	Praxisprobleme der aktuellen Journalistikforschung.....	5
2.2	Journalismus: Begriffsannäherungen	6
2.3	Reportage und Reporter	6
2.4	Soziale Rolle.....	7
2.4.1	Soziologische Theorie der sozialen Rolle	7
2.4.2	Mediensoziologische Rollenkonzepte	8
2.5	Personengeschichte als Teildisziplin der Mediengeschichte.....	9
3.	Methode	9
3.1	Thesen und Fragestellungen	9
3.2	Literaturanalyse	10
3.3	Interviews.....	11
4.	Resultate	11
4.1	Literaturanalyse	11
4.1.1	Rahmenbedingungen	11
4.1.2	Werthaltungen.....	14
4.1.3	Arbeitsweise.....	14
4.1.4	Sprache	17
4.1.5	Fazit.....	18
4.2	Interviews.....	20
4.2.1	Marianne Fehr.....	20
4.2.2	Markus Schneider	21
4.2.3	Hugo Bütler.....	23
4.3	Synthese	25
4.3.1	Gemeinsamkeiten und Unterschiede	25
4.3.2	Meienbergs Einfluss.....	26
5.	Schlussbetrachtung	27
5.1	Wichtigste Erkenntnisse	27
5.2	Reflexion	27
6.	Bibliografie.....	28
7.	Anhang	29
7.1	Literaturanalyse	29
7.1.1	Rahmenbedingungen	29
7.1.2	Werthaltungen	32
7.1.3	Arbeitsweise.....	32
7.2	Interviews	34
7.2.1	Marianne Fehr.....	34
7.2.2	Markus Schneider	41
7.2.3	Hugo Bütler.....	49
7.3	Autobiografisches: Meienberg über Meienberg	58

1. Einleitung

„Ein ‚grand reporter‘ will die *ganze Wirklichkeit mitbringen*, er akzeptiert die Aufsplitterung der Welt in einzelne Rubriken nicht (Kultur, Wirtschaftsteil, Politik etc), er will totalisieren, wie Sartre das nennt. Er schreibt so gut, dass die besten ‚grands reportages‘ mit so viel Lust gelesen werden, wie die sogenannte Literatur.“ Niklaus Meienberg, 1976. (Meienberg 1976: 136)

„Ich habe nie die Meinung vertreten, man könne schreibend die Welt verändern. Die Gesellschaft ist nicht ein mechanischer Apparat, der sofort reagiert, wenn irgendwo an einem Hebel gezogen wird. Kritischer Journalismus kann Anregungen geben, Fünkli entzünden, mehr nicht.“ Niklaus Meienberg, 1985. (Fehr 1985: o. S., zit. nach Stillhard 1992: 24)

„Man ist als Schreiber nichts wert, höchstens ein Unterhaltungswert [...]. Wenn man schlecht schreibt, wird man nicht gelesen, wenn man gut schreibt, gilt man als unseriös. Jeder Metzgermeister hat mehr Einfluss und Sozialprestige [...]“ Niklaus Meienberg, 1993: (Meienberg 1993: o. A., zit. nach Fehr 1999: 491).

1.1 Ausgangslage

Niklaus Meienbergs Journalismus, seine Reportagen, Glossen, Essays, Kommentare prägten den Schweizer Journalismus wie nur wenige vor und nach ihm. Er sah es als seine Pflicht, „dem Volk auf den Schnabel und aufs Schnäbeli zu schauen“ (Meienberg 1976: o.S., zit. nach Stillhard 1992: 26). Alles, was er dort sah, nannte er beim Namen, nichts und niemanden verschonte Meienberg. Sein tief verwurzelter Gerechtigkeitssinn liess ihn dem Schweizer Establishment einen nicht nur freundlichen Spiegel hinhalten. Sein zuweilen rabiater, radikal subjektiver Stil provozierte das Schweizer Bürgertum immer wieder. Bei manchem galt er als Revoluzzer, als Progressiver, als anarchistischer Agitator. Aber seine Texte verkauften sich gut, Meienberg war eine Institution, eine Marke. Jedoch wollte er nicht nur so schreiben, wie es die Öffentlichkeit von ihm erwartete, er wollte als Schriftsteller mit verschiedenen Seiten wahr- und ernstgenommen werden. An diesem Anspruch scheiterte Meienberg wohl letztlich. Im September 1993 nahm er sich das Leben.

1.2 Forschungsleitendes Interesse und Fragestellung

Auch dreizehn Jahre nach seinem Tod strahlt der Journalist Niklaus Meienberg noch immer etwas Besonderes aus. So ist denn auch diese Diplomarbeit nur eine in einer ganzen Reihe von Seminar, Semester- oder Lizentiatsarbeiten, die versuchen, dieses Besondere festzumachen. Oft untersuchen diese Arbeiten dabei Meienbergs Schreib-Stil seiner Texte und verorten das Besondere dort. Für die vorliegende Diplomarbeit steht nicht der Stil oder *was* Meienberg *wie* schreibt im Vordergrund. Vielmehr liegt das Interesse dieser Arbeit bei der Person hinter den Texten und möchte deshalb der Frage nachgehen, *weshalb* Meienberg *worüber* schreibt. Konsequenterweise liegt denn auch der Fokus auf Meienberg selbst und nicht auf seiner Rezeption in den Medien. Um dieses *Weshalb* schlussendlich in einen grösseren Kontext einordnen zu können, um also ein möglichst präzises Bild des Besonderen zu erhalten, interessiert diese Arbeit auch der Vergleich Meienbergs mit Journalisten heute.

Diese Überlegungen führen zu den folgenden zwei zentralen Fragestellungen, denen diese Arbeit nachgeht:

- Wie sah sich Niklaus Meienberg selbst in seiner Rolle als Journalist und
- Welche Elemente dieser Selbstwahrnehmung finden sich noch heute bei Journalisten?

1.3 Gegenstand

Zur Beantwortung dieser beiden Fragestellungen untersucht diese Arbeit die zwei folgenden Forschungsgegenstände:

- Das berufliche Rollenselbstverständnis Niklaus Meienbergs und
- Das berufliche Rollenselbstverständnis zeitgenössischer Journalisten.

1.3.1 Die journalistische Rollenselbstwahrnehmung Niklaus Meienbergs

Im Rahmen der Seminararbeit „Niklaus Meienberg. Ein berufsethisches Profil“ untersuchte bereits Markus Züger Niklaus Meienbergs Berufsethos (vgl. Züger 2000). Züger orientiert sich bei der Untersuchung vier ausgewählter Texte Meienbergs an der Medienethik und der Bezug zu bestehenden Journalismus-Konzepten und den damit verbundenen unterschiedlichen journalistischen Berufsrollen begrenzt sich auf das Konzept des „New Journalism“. Ein Konzept, das auch schon Marco Meier in „La réalité surpasse la fiction.“ (vgl. Meier 1988) anwandte, um Meienbergs Journalismus zu klassifizieren. Andere Arbeiten, zum Beispiel Roger W. Müller Farguells Essay „Literarischer Journalismus. Hugo Loetscher und Niklaus Meienberg.“ (vgl. Müller Farguell 1998) oder auch Rolf Lussis Lizentiatsarbeit „Zwischen Journalist und Dichter. Niklaus Meienberg und die Reportage als literarisches Genre.“ ordnen Meienbergs Journalismus dem Konzept des literarischen Journalismus zu. Die vorliegende Arbeit versucht, sich nicht auf einzelne Konzepte zu begrenzen, sondern ist bestrebt, aus den verschiedenen, für die Analyse der journalistischen Rollenselbstwahrnehmung Niklaus Meienbergs in Frage kommenden Konzepten jeweils einzelne Aspekte zu berücksichtigen. Dazu werden Meienbergs Arbeiten und Aussagen dahingehend analysiert, wie er sich zu seiner gesellschaftlichen Rolle äussert.

1.3.2 Die Rollenselbstwahrnehmung zeitgenössischer Journalisten

Die Journalistik untersuchte in den letzten 20 Jahren, in der Regel mittels Befragungen, immer wieder das Rollenselbstverständnis von Journalisten. Beispiele für solche Studien finden sich in den Artikeln von Mirko Marr und Vinzens Wyss „Schweizer Journalistinnen und Journalisten im sprachregionalen Vergleich.“ (vgl. Marr / Wyss 1999) oder auch der Artikel von Siegfried Weischenberg und Manfred Scholl „Was Journalisten denken und tun. Befunde aus der Studie „Journalismus in Deutschland““ (vgl. Weischenberg / Scholl 2002). Aus diesen Befragungen geht hervor, welche Rolle sich Journalisten zuschreiben, ob sie sich also beispielsweise eher als neutraler Beobachter oder als Anwalt für die sozial Schwachen sehen. Diese Untersuchungen über das berufliche Selbstverständnis von Journalisten geben einen breiten Überblick darüber, wie Deutsche und Schweizer Journalisten ihre Rolle selbst einschätzen. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen eignen sich aufgrund ihrer äusserst weit gefassten Auswertung jedoch nur begrenzt für die hier angestrebte Analyse der Rollenselbstwahrnehmung. Die Studien zeigen zwar, wer sich in welcher Rolle sieht und welche Faktoren dabei entscheidend sind, die individuellen Beweggründe dafür bleiben jedoch verborgen, so dass mit diesen Ergebnissen eine vertiefte Analyse des einzelnen Journalisten als Person nicht möglich ist. Um also ein individualisiertes Bild jedes Journalisten zu erhalten, wird in dieser Arbeit die Rol-

lenselbstwahrnehmung in all ihren Teilaspekten und individuell verschiedenen Einflussfaktoren in Interviews mit ausgewählten Journalisten erfragt und analysiert.

1.4 Ziele

Die vorliegende Arbeit verfolgt zwei Ziele: Sie will erstens das Rollenselbstverständnis des Journalisten Niklaus Meienberg anhand der Theorie zu journalistischen Rollenbildern skizzieren, um dieses dann mit diesem Rollenselbstverständnis zeitgenössischer Journalisten zu vergleichen. Und zweitens will diese Diplomarbeit herausfinden, inwiefern Niklaus Meienberg die befragten Journalisten beeinflusst hat.

2. Theoretische Grundlagen

Das folgende Kapitel bildet den theoretischen Hintergrund, vor dem die Thesen für die Literaturanalyse und die Interviews entwickelt werden.

2.1 Übersicht

Innerhalb der Journalistik lassen sich zwei unterschiedliche Forschungsansätze unterscheiden: Die praktisch-„alltagsnahe“ Forschung und die theoretisch-wissenschaftliche Forschung (vgl. Kapitel 2.1.1). Beide Ansätze bieten zwar für diese Arbeit nutzbare Konzepte zur Rolle des Journalisten, doch ist keines der Konzepte ohne Einschränkungen anwendbar. Viele der Ansätze aus der praxisorientierten Auseinandersetzung mit Journalismus, vor allem aus dem Bereich der Handbuchliteratur, erweisen sich als zu weit gefasst, als dass sie ohne weiteres für diese Arbeit berücksichtigt werden könnten. Innerhalb des theoretischen Forschungsansatzes ist im Moment das Konzept der Systemtheorie vorherrschend. Ein Konzept, auf das im Rahmen dieser Diplomarbeit nicht näher eingegangen werden kann, exemplarisch sei aber auf Bernd Blöbaums Monografie „Journalismus als soziales System“ (vgl. Blöbaum 1994) verwiesen. Die Systemtheorie wird dem Untersuchungsgegenstand dieser Arbeit nicht gerecht, denn sie erweist sich für subjektive Berichterstattungsformen als ungeeignet (vgl. Kapitel 2.1.1). Anstelle der systembezogenen Konzepte werden hier deshalb personenbezogene Journalistik-Konzepte, durchaus auch aus den praxisnahen Ansätzen, berücksichtigt. Der Fokus liegt also auf dem Begriff der sozialen Rolle als Element der Mediensoziologie, den verschiedenen Journalismus-Konzepten und der Theorie zur Reportage. Am Rande spielt ausserdem die Personengeschichte als Teildisziplin der Mediengeschichte eine Rolle.

2.1.1 Praxisprobleme der aktuellen Journalistikforschung

Michael Haller kritisiert in seinem Aufsatz „Die zwei Kulturen“ (vgl. Haller 2004: 129ff.), dass die Journalistik nur marginal auf die Probleme aus der Praxis eingehe. Entsprechend realitätsfern sind gemäss Haller viele Theorien und Konzepte, die den Journalismus beschreiben. Insbesondere das systemtheoretische Konzept ist, folgt man Haller, für die Forschung nur beschränkt brauchbar, weil es den Journalismus nur unter den der Theorie dienlichen Aspekten untersuche. So übersehe das systemtheoretische Konzept, „————— dass für die journalistische Aussagenproduktion einzelner Mediengattungen (Beispiel: Wochenzeitungen) und Genres (Beispiel *subjektive*

Erzählformen) keine Systemstruktur feststellbar ist, vielmehr das journalistische Subjekt (als Autor und Blattmacher) massgeblich bleibt, [...]“ (Haller 2004: 142 / Hervorheb. D.H.)

In seinem durch und durch kritischen Aufsatz beschreibt Haller eine Problematik, von der auch die vorliegende Arbeit betroffen ist: Wie soll eine Theorie, die den handelnden Menschen ausschliesst, eine subjektive journalistische Darstellungsform wie die Reportage untersuchen?

2.2 Journalismus: Begriffsannäherungen

In der Fachliteratur finden sich unzählige Definitionen für den Begriff „Journalismus“, aber auch für den „Journalisten“. Das Spektrum verschiedener Definitionen reicht dabei von Walther von La Roche äusserst allgemeiner Begriffsannäherung in seinem Standardwerk der Journalismushandbücher „Einführung in den praktischen Journalismus“, wo er schreibt: „Journalist kann sich nennen, wer Lust dazu hat.“ (vgl. La Roche 2006), über den Ansatz des Fischer Lexikons „Publizistik Massenkommunikation“ (vgl. Noelle-Neumann / Schulz / Wilke 1993), das sich in seiner Definition auf den Deutschen Journalisten-Verband (DJV) beruft, wonach ein Journalist ist, „wer hauptberuflich an der Verbreitung von Informationen, Meinungen und Unterhaltung in den Massenmedien beteiligt ist.“ (vgl. Noelle-Neumann / Schulz / Wilke 1993: 50) bis hin zur Definition Hans Wagners. Auf diese bezieht sich Dagmar Lorenz in ihrem Buch „Journalismus“, um den Journalisten möglichst eng und präzise zu definieren. Wagner unterscheidet vier zentrale Merkmale des Journalismus:

„Der Journalist, so Wagner, habe (erstens) in seiner Tätigkeit mit Nachrichten zu tun, er sei ein ‚Nachrichtenarbeiter‘. Er leiste (zweitens) zudem ‚Nachrichtenarbeit‘ über (räumliche) ‚Distanz‘ hinweg. Er sei (drittens) ein ‚Vermittler von Nachrichten‘ in dem Sinne, dass er dem Publikum gegenüber ‚Vermittlungsoptimierung‘ betreibe und so zur ‚Konzentration des Zeitgesprächs‘ beitrage – und zwar unabhängig von dem jeweiligen Medium, in dem er arbeitet. Und schliesslich (viertens) agiere und vermittele der Journalist ‚nach dem Arbeitsprinzip der Unparteilichkeit‘“ (vgl. Wagner 1998: 101 ff / zit. nach Lorenz 2002: 3f.)

Lorenz merkt in der Folge an, der vierte Punkt (Unparteilichkeit) sei von der Geschichte widerlegt und zeigt alternativ dazu, wie die systemtheoretischen Journalismuskonzepte den Journalismus definieren. Diese Ansätze können jedoch, aus oben erwähnten Gründen, für diese Arbeit nicht berücksichtigt werden.

2.3 Reportage und Reporter

In seinem Buch „Die Reportage“ vereint Michael Haller die Geschichte und Definition dieses Genres einerseits und dessen praktische Anwendung andererseits (vgl. Haller 1997). Hallers Buch ermöglicht einen guten Überblick über den Gegenstand dieser Arbeit und liefert griffige Definitionen.

Haller zeigt auf, wo sich seiner Ansicht nach die Reportage von anderen subjektiven Berichterstattungsformen (Feature, Portrait, etc) unterscheidet, welche Bedingungen erfüllt sein müssen und welche Funktion die moderne Reportage erfüllt. Er definiert aufgrund dieser Ausführungen fünf Kennzeichen. Das folgende dieser Kennzeichen ist für das Verständnis einer Reportage in dieser Arbeit zentral: „Die moderne Zeitungsreportage ist vom journalistischen Anliegen getragen, soziale

Distanzen und institutionelle Barrieren zu überwinden, um hinter die Fassaden zu blicken. Sie versammelt Zeugenberichte, eigene Beobachtungen und Erlebnisse und bringt deren Inhalte mit einer teils beschreibenden, teils erzählenden, teils schildernden Sprache den Lesern nahe.“ (Vgl. Haller 1997: 95)

Aus dieser Definition lassen sich die Rolle des Reporters¹ beschreibende Faktoren ableiten, darauf wird weiter unten eingegangen. Haller äussert sich in seinen Ausführungen zur Reportage, die zur obigen Definition führen, auch konkret zur Rolle des Reporters. Dabei unterstreicht Haller besonders die subjektive Form der Reportage, die geprägt ist von den Beobachtungen des Reporters. Gemäss Haller ist der Reporter kein Nachrichtenredakteur, der den eigenen Standpunkt ausklammert und objektiv über ein Ereignis berichtet, sondern ein Beobachter, der in seiner Arbeit auf das vertraut, was er gesehen, gehört, befühlt und berochen hat und sich auf ihm persönlich zugetragene Informationen verlässt. Diese Art der Berichterstattung ist, so argumentiert Haller, die subjektivste aller Formen der Berichterstattung (vgl. Haller 1997: 90f). Zusammenfassend betreibt der Reporter gemäss Haller also eine extrem subjektive Form der Berichterstattung, die sich am eigenen Erleben der Fakten orientiert und diese Erlebnisse in einer durchaus literarischen Sprache zum Ausdruck bringt.

Ergänzend zu diesem Verständnis des Reporters sei hier noch die Beschreibung des Reporters aus der Einleitung der Reportagensammlung „Der rasende Reporter“ (vgl. Kisch 1983) von Egon Erwin Kisch erwähnt. Kisch schreibt, welche Rolle der Reporter seiner Ansicht nach hat.

„Der Reporter hat keine Tendenz, hat nichts zu rechtfertigen und hat keinen Standpunkt. Er hat unbefangene Zeuge zu sein und unbefangene Zeugenschaft zu liefern, so verlässlich, wie sich eine Aussage geben lässt (...). Selbst der schlechteste Reporter – der, der übertreibt oder unverlässlich ist – leistet werktätige Arbeit: denn er ist von den Tatsachen abhängig, er hat sich Kenntnis von ihnen zu verschaffen, durch Augenschein, durch ein Gespräch, durch eine Beobachtung, eine Auskunft. Der gute braucht Erlebnisfähigkeit zu seinem Gewerbe, das er liebt. Er würde auch erleben, wenn er nicht darüber berichten müsste. Aber er würde nicht schreiben, ohne zu erleben.“ (Kisch 1983: 7)

2.4 Soziale Rolle

2.4.1 Soziologische Theorie der sozialen Rolle

Grundlage jeglichen Rollenkonzeptes der Mediensoziologie, und somit auch der Rollenselbstwahrnehmung als Untersuchungsgegenstand dieser Arbeit, ist das allgemeine soziologische Verständnis der sozialen Rolle. Zu Beginn der 1960er Jahre entwickelte sich unter Deutschen Soziologen ein Diskurs über die Theorie der sozialen Rolle. Heinrich Popitz lieferte 1967 mit „Der Begriff der sozialen Rolle als Element der soziologischen Theorie“ (vgl. Popitz 1967) einen Beitrag zu diesem Diskurs. Aus seinem Beitrag stammt die folgende Definition der sozialen Rolle, die auch heute noch grösstenteils Gültigkeit besitzt. „Als soziale Rolle bezeichnen wir Bündel von *Verhaltensnormen*, die eine bestimmte Kategorie von Gesellschafts- bzw. Gruppenmitgliedern *im Unterschied* zu anderen

¹ Ein Begriff, der aufgrund seiner Verankerung im angelsächsischen Raum immer wieder zu Missverständnissen führt. Hier wird unter „Reporter“ der Verfasser einer Reportage verstanden.

Kategorien zu erfüllen hat.“ (Popitz 1967: 21 / Hervorheb. i. O.). In der Folge präzisiert Popitz obige Definition und erläutert die Verhaltensnormen.

„Als Verhaltensnormen bezeichnen wir Verhaltensweisen, die von allen oder einer bestimmten Kategorie von Gesellschafts- bzw. Gruppenmitgliedern in einer bestimmten Situation regelmäßig wiederholt und im Fall der Abweichung durch negative Sanktionen gegen den Abweicher bekräftigt werden. Wir beziehen uns also auf ein *tatsächlich ablaufendes Verhalten*, nicht auf ein gewünschtes oder als verbindlich gedachtes und auch nicht auf subjektiv erwartetes Verhalten. Als Verhalten bezeichnen wir sowohl Handlungen im eigentlichen Sinne des Wortes [...] wie sprachliche Äusserungen.“ (Popitz 1967: 22 / Hervorheb i. O.)

2.4.2 Mediensoziologische Rollenkonzepte

Donsbach definiert in seiner Arbeit „Legitimationsprobleme des Journalismus: gesellschaftliche Rolle der Massenmedien und berufliche Einstellung von Journalisten“ (vgl. Donsbach 1982) die Berufsrolle der Journalisten in Weiterentwicklung der Definition aus der Soziologie. Er versteht unter dem Rollenverständnis „die von den Berufsangehörigen als legitim angesehenen und von ihnen selbst akzeptierten Verhaltenserwartungen an den Beruf und deren Folgen für die Gesellschaft. Man geht davon aus, dass solche normativen Vorstellungen einen Einfluss auf die konkrete Nachrichtenauswahl haben.“ (Donsbach 1982: 291, zit. nach Kunczik / Zipfel 2001: 162). Unterscheidet man nun die verschiedenen Verhaltenserwartungen anhand der journalistischen Berichterstattungsmuster, zeigen sich die verschiedenen journalistischen Rollenselbstverständnisse. So lassen sich zum Beispiel Nachrichtenredakteure, die objektiv über Ereignisse berichten, der journalistischen Rolle des neutralen Berichterstatters zuordnen. Dagmar Lorenz unterscheidet in ihrem Buch „Journalismus“ (vgl. Lorenz 2002) neben dem Informationsjournalismus weitere Journalismuskonzepte: Interpretativer Journalismus, Investigativer Journalismus, Sozialwissenschaftlicher Journalismus oder Präzisionsjournalismus, New Journalism oder literarischer Journalismus, Feuilletonismus und Unterhaltungsjournalismus (vgl. Lorenz 2002: 78 ff.). In der Folge wird auf die für diese Arbeit relevanten Konzepte New Journalism und Interpretativer Journalismus näher eingegangen.

- New Journalism

Dagmar Lorenz zeigt die Merkmale des New Journalism und bezieht sich dabei auf Hannes Haas: „Offene Subjektivität und radikale Opposition zum restriktiven Methodenkanon des Informationsjournalismus mit seiner strikten Trennung von Nachricht und Kommentar, von Fiction und Nonfiction“ (Haas 1999: 340 / zit. nach Lorenz 2002: 99). Virtuoser Umgang mit Sprache, Verwendung literarischer Mittel, Eintauchen in Milieus als Form der Recherche oder Objektivität durch Offenlegen der Subjektivität nennt Lorenz als weitere Beispiele der Eigenschaften des New Journalism.

- Interpretativer Journalismus

Michael Haller zeigt in seinem Handbuch „Recherchieren“ (vgl. Haller 2000) die Entwicklung des interpretativen Journalismus auf. Dieses Journalismus-Konzept war eine Entwicklung gegen die übersteigerte Faktengläubigkeit des Informationsjournalismus in den USA und untersuchte in erster Linie das „wie“ und „warum“ eines Vorgangs und nicht das „wer, wann, was wo?“ (vgl. Haller 2000: Zürcher Hochschule Winterthur ZHW

28). In den letzten 30 Jahren entstanden dann auch in Europa immer mehr Magazine, die sich auf diesen Journalismus-Typen spezialisiert haben (*Facts* in der Schweiz beispielsweise).

Innerhalb des interpretativen Journalismus unterscheidet Lorenz in „Journalismus“ drei unterschiedliche Spielarten (Rollenselbstbilder) und beruft sich dabei auf Hannes Haas' Buch „Empirischer Journalismus“ (vgl. Haas 1999):

- Der Journalist als Pädagoge, der anspruchsvollen Journalismus durchsetzen, Werte und Normen hüten und das Publikum beeinflussen will.
- Der Journalist als Kritiker und Kontrolleur, der die Prozesse in Politik und Wirtschaft überwacht und Missstände aufdeckt und kommentiert. In dieser Rolle verfolgt der Journalist mit seiner Arbeit auch politische Ziele.
- Der Journalist als Anwalt, der all jenen Gruppen eine Stimme verleihen will, die selbst keinen Zugang zu den Medien haben (vgl. Lorenz 2000: 88).

2.5 Personengeschichte als Teildisziplin der Mediengeschichte

Geschichte, und so auch die Mediengeschichte, wird mit unterschiedlichen Methoden betrieben. Faulstich nennt in seiner Publikation „Grundwissen Medien“ die Personengeschichte als eine mögliche Methode der Mediengeschichte. Dabei kristallisiert sich gemäss Faulstich die Geschichte der Medien generell oder eines Mediums im Speziellen an einer Person (Schauspieler, Herausgeber, etc.). Als weitere Methoden der Geschichtsschreibung nennt Faulstich die Annalistik, die Sozialgeschichte, die Systemgeschichte, die Technikgeschichte, die Produktgeschichte und die Erfolgsgeschichte, die Funktionsgeschichte, die Produktionsgeschichte, die Rezipientengeschichte und die Herrschaftsgeschichte (vgl. Faulstich 1995: 26 ff.). Innerhalb dieser Arbeit hilft dieses Verständnis von Personengeschichte zu verstehen, welche geschichtlichen Ereignisse sich an den befragten und analysierten Journalisten und ihren Arbeiten kristallisieren.

3. Methode

Um die beiden in Kapitel 1.2 formulierten Fragestellungen „Wie sah sich Niklaus Meienberg selbst in seiner Rolle als Journalist?“ und „Welche Elemente dieser Selbstwahrnehmung finden sich noch heute bei Journalisten?“ beantworten zu können, wurden als erstes, geleitet vom oben aufgezeigten theoretischen Hintergrund, Thesen und Fragestellungen zu Niklaus Meienbergs journalistischem Rollenselbstverständnis entwickelt, die dann einerseits Grundlage waren für die Literaturanalyse (vgl. Kapitel 3.2) und entlang derer andererseits die Fragen für Interviews formuliert wurden. Ziel dieser kombinierten Methode aus Literaturanalyse und Interviews ist es, am Ende miteinander vergleichbare Rollenselbstbilder zu erhalten.

3.1 Thesen und Fragestellungen

Diese Arbeit hat vier verschiedene Faktoren festgelegt, mit denen das journalistische Rollenselbstbild Niklaus Meienbergs analysiert werden soll. Einerseits wird untersucht, inwiefern die Rahmenbedingungen von aussen auf sein Berufsverständnis einwirken. Weiter soll herausgefunden werden, wie sich Niklaus Meienbergs Wertvorstellungen auf seine Arbeit beeinflusst haben. Ausserdem wird

analysiert, inwiefern seine Arbeitsweise sein Rollenselbstverständnis geprägt hat und schliesslich wird überprüft, wie sich Meienbergs Sprachgefühl auf sein Rollenselbstverständnis ausgewirkt hat.

Die Vier Thesen und die entsprechenden Fragestellungen lauten:

- Niklaus Meienbergs journalistisches Rollenselbstverständnis ist beeinflusst von den Rahmenbedingungen des Journalismus während seiner Schaffenszeit von 1962-1993.
Wie äussert sich Niklaus Meienberg in seinen Arbeiten und Aussagen zu den Rahmenbedingungen des Journalismus zu seiner Zeit? Wie äussert sich Meienberg also zu staatlichen Gesetzen und Regelungen, gesellschaftlicher Akzeptanz des Journalismus, Regeln und Auflagen von Redaktionen, Verhalten von Kollegen?
- Niklaus Meienbergs journalistisches Rollenselbstverständnis ist gesteuert von Wert- und Normvorstellungen, vermittelt durch Erziehung, Schule und das soziale Umfeld.
Welche Werthaltungen und Normvorstellungen vermittelt Niklaus Meienberg in seinen Arbeiten und Aussagen? Was sagt Meienberg also zu seiner politischen Einstellung und welche Werte und Normen sind ihm gemäss seinen Texten und Aussagen wichtig?
Niklaus Meienbergs journalistisches Rollenselbstverständnis ist gelenkt vom Bestreben, die Hintergründe der behandelten Thematik (Ereignisse, Bewegungen, Personen) informierend, kommentierend und auch provozierend aufzuzeigen.
- Wie äussert sich Niklaus Meienberg in seinen Arbeiten und Aussagen zu seiner Arbeitsweise? Wie äussert sich Meienberg also zur Auswahl seiner Themen, zu seinen Recherchen, zum Verfassen seiner Arbeiten und zur beabsichtigten Wirkung seiner Texte?
- Niklaus Meienbergs journalistisches Rollenselbstverständnis ist geprägt von seinem Gefühl für und seinem Umgang mit Sprache.
Welche Rolle schreibt Niklaus Meienberg in seinen Arbeiten und Aussagen der Sprache seiner Texte zu? Was sagt Meienberg also zur Sprache eines Textes als Ganzes (Tonalität, Genre, etc.) und was sagt er zur Sprache innerhalb eines Textes (Satzbau, Sprachbilder, Umgangssprache, O-Töne, etc.)?

3.2 Literaturanalyse

Die in Kapitel 3.1 formulierten Thesen sind die Grundlage für die hermeneutische literaturwissenschaftliche Analyse des Gesamtwerkes Niklaus Meienbergs. Durch dieses thesengeleitete Vorgehen sollen die verschiedenen Faktoren der journalistischen Rollenselbstwahrnehmung herausgearbeitet werden.

Analysiert wurden in erster Linie die in den Sammelbänden „Reportagen 1 + 2“ (vgl. Meienberg 2000a und Meienberg 2000b) des Limmat-Verlags enthaltenen Reportagen, Texte und Reden. Das unter dem Titel „Hagenwil-les-deux-Eglises“ veröffentlichte Gespräch Klemens Renoldners mit Niklaus Meienberg war eine weitere ergiebige Quelle. Auch auf Texte, die nicht in den Sammelbänden zu finden sind und auf welche in Sekundärliteratur verwiesen wurde, wird im Original zurückgegriffen, sofern zugänglich. Zu dieser Sekundärliteratur gehören Marianne Fehrs Meienberg-Biografie „Niklaus Meienberg. Die Lebensgeschichte des Schweizer Schriftstellers und Journalisten“ (vgl. Fehr 1999), Christoff Stillhards im Limmat-Verlag erschienene Lizentiats-Arbeit „Meienberg und seine Richter. Vom Umgang der Deutschschweizer Presse mit ihrem Starschreiber“ (vgl. Stillhard 1992) und der Sammelband „Biederland und der Brandstifter. Niklaus Meienberg als Anlass“ (vgl. Durrer / Lukesch 1988).

3.3 Interviews

Zur Beantwortung der zweiten unter 1.2 formulierten Frage „Welche Elemente dieser Selbstwahrnehmung finden sich noch heute bei Journalisten?“ wurden drei Interviews durchgeführt. Die Fragen orientierten sich dabei an den vier Thesen zu Niklaus Meienbergs journalistischem Rollenselbstverständnis, mit denen sein Gesamtwerk analysiert wurde (vgl. Kapitel 3.1). Ähnlich wie bei der Literaturanalyse sollten in den Interviews so die unterschiedlichen Faktoren des journalistischen Rollenselbstverständnisses erfragt werden. Die Interviews bestanden aus fünf Frageblöcken. Die ersten vier Frageblöcke orientierten sich an den oben herausgearbeiteten Thesen zur journalistischen Rolle. Die Faktoren wurden dabei in dieser Reihenfolge erfragt: Arbeitsweise, Wertvorstellungen, Rahmenbedingungen und Sprache. Der letzte Block befasste sich mit Meienberg und seinem Einfluss auf den Schweizer Journalismus allgemein und auf die Arbeit der Interviewpartner im Speziellen. Die erste Frage des Interviews wurde bewusst sehr allgemein formuliert, um das Eis zu brechen.

Zentrales Kriterium bei der Auswahl der Interview-Partner war, dass sie regelmässig in auflagestarken Zeitungen, Zeitschriften oder Magazinen publizieren und deshalb eine mit Niklaus Meienberg vergleichbare Reichweite haben. Ausserdem sollte in ihren Texten, zumindest ansatzweise, eine eigene Meinung zu gesellschaftlichen oder politischen Themen erkennbar sein. In allen übrigen Eigenschaften wie Alter, Geschlecht oder politische Einstellung wurde eine möglichst grosse Repräsentativität angestrebt. Die Wahl fiel deshalb auf die drei nachfolgenden Journalisten.

- Marianne Fehr, *Weltwoche*
- Hugo Bütler, *Neue Zürcher Zeitung (NZZ)*
- Markus Schneider, *Weltwoche* und *Bilanz*

Die drei Interviews fanden zwischen dem 2. August 2006 und dem 14. August 2006 an unterschiedlichen Orten in Zürich statt und dauerten 55-75 Minuten.

4. Resultate

4.1 Literaturanalyse

4.1.1 Rahmenbedingungen

- Kollegen

Niklaus Meienberg äussert sich in seinem Werk einige Male zu seinen Berufskollegen. Er kritisiert ihre Arbeitsweise, wie in seinem Artikel „Von unserem Pariser Korrespondenten (statt eines Vorworts)“ (vgl. Meienberg 2000a: 22ff.) über andere Paris-Korrespondenten. Oder er beschreibt ihr Verhalten, wie in seinem ersten Artikel nach seiner Zeit beim *Stern* für die *Weltwoche*, „Auf einem fremden STERN, 1983“ (vgl. Meienberg 2000a: 29ff.) über Arbeit und Kollegen beim *Stern*. Oder Meienberg kommentiert die Arbeiten seiner Kollegen über seine Person, wie im Artikel „Vorwärts zur gedächtnisfreien Gesellschaft!“ (vgl. Meienberg 2000a: 279ff.) das Vorgehen eines Radio-DRS-Journalisten bei einem Interview (Meienberg 2000a: 283f.).

Die Aussagen Meienbergs über seine Kollegen in oben erwähnten Texten betreffen die Themenwahl und der fehlende Mut der Paris-Korrespondenten (vgl. Anhang S. 30), die unterdrückte Wut über die Vorgesetzten und die mangelnde Identifikation mit dem Produkt der *Stern*-Kollegen (vgl. Anhang S. 30f.) und schliesslich die ungenügende Vorbereitung des Interviews durch den Kollegen beim Schweizer Radio-DRS (vgl. Anhang S. 31). Diese Aussagen lassen auch Schlüsse zu auf Meienbergs Vorstellungen davon, wie die beschriebenen Journalisten in der geschilderten Situation hätten handeln müssen, bzw. wie er selbst in dieser Situation gehandelt hätte.

- Redaktion

Meienberg ergänzte einige seiner Texte, die er nach ihrem Erscheinen nochmals in Büchern veröffentlichte, mit Kommentaren zur Arbeit an diesen Artikeln. Unter diesen Ergänzungen finden sich auch einige, in denen Meienberg zeigt, welchen Einfluss die Redaktionen auf seine Arbeit nahmen. Beispiele hierfür sind Meienbergs Kommentare zu seinem satirischen Radiobeitrag über Fred Luchsinger (damaliger Chefredaktor der *NZZ*) „Jagdgespräch unter Tieren“ oder auch das Postskriptum zu seinem Artikel „Einen schön durchlauchten Geburtstag“ über den Geburtstag des Fürsten von Liechtenstein.

Der Radiobeitrag wurde nie gesendet, weil, wie Meienberg schreibt, „die *NZZ* immer günstig über das Radio berichte, und auch weil einige der Echo-der-Zeit-Korrespondenten *NZZ*-Journalisten seien.“ (Meienberg 2000b: 71) In der Diskussionssendung, die an Stelle des Beitrags ausgestrahlt wurde, äusserte sich Meienberg über diese „Zensur“. Dies wiederum führte dazu, dass der Pressechef von Radio DRS nach der Sendung eine Erklärung zu Meienbergs Zensur-Verdacht abgab, welche Meienberg wiederum zu einem Kommentar veranlasste: „Von Grüningen [Pressechef / D.H.]: Der Entscheid, die Luchsinger-Sendung nicht auszustrahlen, sei ein ‚redaktioneller‘ gewesen; und nicht äusserem Druck zuzuschreiben. (Seit wann gehört der Radiodirektor zur Redaktion des ‚Faktenordners‘? Er hatte abgeklemmt, während Kauer [verantwortlicher Redaktor / D.H.] die Sache bringen wollte. Also Irreführung der Öffentlichkeit.)“ (ebd.)

Meienbergs Artikel über den Fürsten von Liechtenstein wurde zwar publiziert und die Redaktionskollegen gratulierten ihm zu seinem Artikel, doch er wurde aufgrund dieses Textes vom *Tages-Anzeiger* mit einem Schreibverbot belegt (vgl. Anhang S. 32).

- Öffentlichkeit

Niklaus Meienberg äusserte sich in den letzten Jahren vor seinem Tod immer wieder zu seiner Rolle als Journalist in der Öffentlichkeit. Er begriff, dass die Redaktionen und die Leser eine Erwartungshaltung an seine Artikel hatten. Meienberg wollte aber nicht so schreiben, wie es von ihm erwartet wurde und er versuchte deshalb in den letzten Jahren seines Schreibens immer wieder, auch seine anderen Seiten sichtbar zu machen. Besonders deutlich wird dieses Bestreben in der Rede „St. Galler Diskurs bei der Preisübergabe“ (vgl. Meienberg 2000a. 86ff.), die er 1990 anlässlich der Verleihung des Kulturpreises der Stadt St. Gallen hielt, aber auch im Gespräch mit Klemens Renoldner, das die-

ser 2003 unter dem Titel „Hagenwil-les-deux-Eglises“ (vgl. Renoldner 2003) veröffentlichte. (vgl. Anhang)

In seiner Rede „St. Galler Diskurs bei der Preisübergabe“ (vgl. Meienberg 2000a: 86ff.) gab Meienberg vor, der Stuntman des „echten“ Meienbergs zu sein. Er vertrete den „Echten“ jeweils bei Anlässen, an denen eine grosse Polemik erwartet werde. Meienbergs Stuntman erklärte diesen Entscheid: "Der Ekel, den er über die Zustände empfand und formulierte, war zwar echt und empirisch fundiert, kam aus Anschauung und Anhörung; aber der Markt war auch echt, hat ihn fast zu einem Markenartikel gemacht und manchmal verführt, nur die eine Komponente seines Temperaments auszubeuten. Das Publikum schrie nach mehr, mochte nur das Heftige kaufen." (Meienberg 2000a: 88) Derart eingeschränkt könne aber der echte Meienberg seine meditativen Talente, das Philosophische nicht ausleben.

Im Gespräch „Hagenwil-les-deux-Eglises“ äussert sich Meienberg ähnlich. Er habe seine Rolle immer als seltsam empfunden, es sei „irgendwie eine Herkules-Rolle, der den Augiasstall putzen soll. Worauf die anderen dann, je nachdem, Beifall klatschen und sich beruhigt zurücklehnen, weil, da ist ja einer, ders macht.“ (Renoldner 2003: 55).

Meienberg brauchte für seine Arbeit die Öffentlichkeit (vgl. u.a. Fehr 1999: 326) und suchte nach einem Weg, diese zu erreichen. Die Öffentlichkeit sprach auf seinen scharfen Schreib-Stil an und kaufte seine Texte, so wurde der Name Meienberg zu einem Produkt. Die Öffentlichkeit verknüpfte bestimmte Erwartungen mit seinem Namen. Meienberg hegte deshalb den Verdacht, man nehme lediglich seine polemische Seite wahr, seine intellektuelle Seite komme dabei aber zu kurz (vgl. Meienberg 2000a: 91).

- Staat

Die Fichen-Affaire veranlasste Meienberg, sich mit dem Einfluss des Staates auf seine Arbeit auseinanderzusetzen. In seinem Artikel „Die Schweiz als Schnickschnack & Mummenschanz“ erklärt Meienberg, weshalb er die 700-Jahr-Feier der Schweiz nicht unterstütze: „Darf man einmal nein sagen, ohne sofort wieder ja zu sagen? Einfach herzlich nein! Schluss, mit dieser Art von Staat, der uns in die linke Ecke drückt, überwacht, fichiert, bespitzelt, nur weil wir ein paar von den Verfassung garantierte Rechte wahrgenommen haben?“ (Meienberg 2000a: 306) Auch im Gespräch mit Klemens Renoldner, veröffentlicht 2003 unter dem Titel „Hagenwil-les-deux-Eglises“ (vgl. Renoldner 2003) geht Meienberg nochmals auf seine Fiche ein. Er habe nicht das Gefühl, jemals gegen die Verfassung gehandelt zu haben, all seine Aktivitäten seien von der Verfassung abgestützt gewesen. Dennoch sei seine Arbeit von der Fichierung nicht allzustark betroffen gewesen (vgl. Anhang S. 32). Aus diesem Grund wehrt sich Meienberg auch dagegen, als „Dissident“ bezeichnet zu werden, denn er habe immer die Möglichkeit gehabt, irgendwo als Journalist arbeiten zu können (vgl. Anhang S. 32)

4.1.2 Werthaltungen

- Politische Werte

In seiner Fiche wurde Niklaus Meienberg als „Revoluzzer“ und „Progressiver“ bezeichnet. Er selbst lehnte es jedoch ab, so bezeichnet zu werden. Im *Weltwoche*-Artikel „Die Enttäuschung des Fichierten über seine Fiche“ schrieb Meienberg 1992: „Dabei wäre ich gern gewesen, was man mir da unterstellt, ein REVOLUZZER (wie Cohn-Bendit) und ein PROGRESSIVER (wie Niklaus Scherr, der damals im Schweizerhaus wohnte): Bin aber nur ein Demokrat gewesen, und ein Föderalist, und habe dieses später bereuen müssen.“ (Meienberg 2000a: 390). Wenn sich Meienberg für eine Sache einsetzte, bezog er sich oft auf die von der französischen Revolution inspirierten demokratischen Grundrechte: Freiheit und Gerechtigkeit. So schreibt er denn auch in seinem Artikel „1798 – Vorschläge für ein Jubiläum“ (vgl. Meienberg 2000a: 299ff.) über die Schweizer 700-Jahr-Feier von 1991, die Einführung der demokratischen Praxis und der Menschenrechte, aber auch der Rede-, Niederlassungs- und Versammlungsfreiheit habe die Schweiz ihrer Zeit unter Frankreich von 1798 bis 1815 zu verdanken (vgl. Anhang S. 33) Diese Rechte bilden immer wieder die Basis in Meienbergs Argumentation. So kommt er zum Beispiel in seiner Rede bei der Verleihung des Kulturpreises der Stadt St. Gallen, in Anspielung auf die Affäre um Elisabeth Kopp, auf diese Rechte zu sprechen: „Um einen wirklichen Umsturz handelt es sich aber beileibe nicht, eher um einen Rücksturz in demokratische Verhältnisse, ich beharre nur auf der Rede-, Presse- und Versammlungsfreiheit, welche uns schon in der Verfassung von 1848 garantiert worden ist bzw. welche wir uns damals selbst garantiert haben[...].“ (Meienberg 2000a: 89)

Neben diesen demokratischen Grundrechten durchzieht Meienbergs Argumentation das Streben nach Gerechtigkeit. Im Artikel „Sprechstunde bei Dr. Hansweh Kopp“ (vgl. Meienberg 2000b: 41ff.) fragt sich Meienberg beispielsweise, ob ein linker Rechtsanwalt mit der gleichen Milde wie Hans W. Kopp verurteilt worden wäre (vgl. Anhang S. 33). Seine Mutter habe ihm dieses Gerechtigkeitsgefühl durch ihre Erziehung vermittelt, sagte Meienberg in einem Interview mit Barbara Lukesch und Martin Durrer (vgl. Durrer / Lukesch 1988: 199). Auch Artikel für die *Wochen-Zeitung* kommt Meienberg auf dieses von der Mutter vermittelte Gerechtigkeitsgefühl zu sprechen. „Die Mutter zum Beispiel hatte die Botschaft von der Gleichheit aller Menschen – Gleichheit vor Gott, aber Gleichheit alleweil – wirklich kapiert und praktiziert, und in ihrem Gefolge hatten die sechs Kinder fast keine andere Wahl, als diese auch zu glauben, und von der Gleichheit ausgehend, wurde auch Gerechtigkeit angestrebt.“ (Meienberg 2000a: 338)

4.1.3 Arbeitsweise

- Motivation

Wie oben bereits erwähnt, suchte und brauchte Meienberg die Öffentlichkeit. Nun stellt sich die Frage, was Meienberg mit seiner Arbeit erreichen wollte. Wozu suchte er die Öffentlichkeit? In einem Interview mit der *Schaffhauser AZ* erklärte Meienberg 1985: "Ich habe nie die Meinung vertreten, man könne schreibend die Welt verändern. Die Gesellschaft ist nicht ein mechanischer Apparat, der sofort reagiert, wenn irgendwo an einem Hebel gezogen wird. Kritischer Journalismus kann An-
Zürcher Hochschule Winterthur ZHW Institut für Angewandte Medienwissenschaft IAM

regungen geben, Fünkli entzünden, mehr nicht.“ (Fehr (1985): o.S.. Zit. nach Stillhard 1992: 24). Transparenz in öffentlichen Dingen wolle er herstellen, sagte Meienberg im Gespräch mit Klemens Renoldner. Das staatliche und wirtschaftliche Leben müsse einigermassen transparent und durchschaubar werden. (Vgl. Renoldner 2003: 57). Im gleichen Gespräch stellte Renoldner Meienberg die Frage, wie viel Kraft er brauche, um eine Reportage zu schreiben. Er erklärte, er brauche nur wenig Kraft, seine Neugierde und die Lust Widersprüche aufzuspüren reichten aus (vgl. Anhang S. 33).

Die neugierige Suche nach Widersprüchen und die Absicht, diese dann öffentlich zugänglich zu machen, führen dazu, dass Meienberg Exponenten und Autoritäten des öffentlichen Lebens widerspricht. Meienberg begründet diese Streitlust mit der Erziehung durch die Mutter und im Kloster Disentis. Die Mutter habe ihre Kinder gelehrt, nicht der Autorität zu folgen, sondern den Argumenten, und dies habe „mindestens einen ihrer Söhne, welcher auch nach der Kindheit glaubt, es komme im Leben auf die Macht der Argumente und nicht die Argumente der Macht an, in permanente Schwierigkeiten gestürzt.“ (Meienberg 2000a: 338). Auch Disentis habe diese Widerspruchskultur gefördert (Vgl. Renoldner 2003: 11). Die dort vermittelte Ideologie sei zwar katholisch gewesen, „aber sie hatte klare Konturen, man konnte sich daran profilieren und lieferte den Schülern zugleich die Instrumente, mit denen sie zu bekämpfen war.“ (Meienberg 2000a: 351)

Die Neugierde und der Glaube an die Argumente sind die Prinzipien, nach denen Meienberg seine Themen auswählte. Beispiele dafür finden sich in den Ergänzungen zum Radiobeitrag „Jagdgespräch unter Tieren“ (vgl. Meienberg 2000b: 66ff.) und in der Einleitung zum Artikel „Perlen ist ein Dorf, das ganz der Fabrik gehört“ (Meienberg 2000b: 416ff.).

- Recherche

Niklaus Meienberg lehnte es ab, bei der Recherche aufs Checkbuch zurückzugreifen, eine Methode, die er in seiner Zeit beim *Stern* hat beobachten können (vgl. Meienberg 2000a: 33) oder sich wie Günther Wallraff an dem Ort, über den er schreiben wollte, einzuschleichen. Meienberg verliess sich stattdessen auf seine Neugierde (vgl. Anhang S. 33). Diese Neugierde und das eigene Erleben der beschriebenen Thematik waren für ihn eine Grundvoraussetzung für eine gute Reportage (vgl. Haller / Meienberg 1986: 3, zit. nach Stillhard 1992: 25). Ein Beispiel hierfür ist die Reportage „You are now entering Benjamin Franklin Village“ (vgl. Meienberg 2000b: 315ff.) in der Meienberg einem PR-Offizier erklärt, was genau er während seiner Zeit auf der Basis der US-Armee in Deutschland machen will (vgl. Anhang S. 34).

- Methode

Niklaus Meienberg machte nie ein Geheimnis aus der Subjektivität seiner Texte. Denn sowohl die Wahrnehmung der Wirklichkeit als auch deren Versprachlichung hätten sehr viel mit Subjektivität zu tun (vgl. Meienberg 1984: 60; zit. nach Stillhard 1992: 25). In der Debatte um den Film „Die Erschiessung des Landesverrätters Ernst S.“, an dem Meienberg als Autor mitgearbeitet hatte, äusserte er sich, selbst Historiker, über die Subjektivität innerhalb der Geschichtsforschung. Dabei verteidigte er einerseits seine eigene Methode (man warf ihm vor, der Film sei tendenziös) und kritisierte

gleichzeitig die Methoden Edgar Bonjourns im „Bonjour-Bericht“ über die Neutralität der Schweiz im Zweiten Weltkrieg. (vgl. Anhang S. 34). Meienberg führte aus, jede historische Arbeit habe eine Tendenz und diese spiegle sich in jedem Adjektiv und jedem Substantiv, das der Historiker braucht (vgl. Meienberg 2000a: 199f.). Dies gilt auch für Meienbergs journalistische Arbeiten, denn einerseits verfasste er einige historische Reportagen, z. B. „Die beste Zigarette seines Lebens“ (vgl. Meienberg 2000a: 201)) und andererseits wandte er für viele seiner Texte wissenschaftliche Methoden an. Im Gespräch mit Renoldner erklärte Meienberg, er sehe keinen Widerspruch zwischen seiner und wissenschaftlicher Arbeit. Schliesslich versuche er ebenfalls, alle mündlichen sowie schriftlichen Quellen zu berücksichtigen und diese zu kritisieren (vgl. Anhang S. 35).

Indem er sich auf mündliche und schriftliche Quellen beruft und die unterschiedlichen Aussagen einander gegenüberstellt, versuchte Meienberg in seinen Texten alle Aspekte eines Ereignisses zu berücksichtigen. In seinem Artikel für die *Luzerner Neuesten Nachrichten* „Quellen und wie man sie zum Sprudeln bringt“ (vgl. Meienberg 2000a: 191) erläuterte Meienberg sein Vorgehen für den Film „Die Erschiessung des Landesverrätters Ernst S.“. Durch das Zurückgreifen auf mündliche Quellen könne er den Militär-Akten die Erlebnisse der Soldaten gegenüberstellen, die nicht dort festgehalten würden (vgl. Anhang: S. 35).

Meienberg war sich bewusst, dass die Verwendung mündlicher Quellen für seine Texte eine besondere Genauigkeit erfordert. Denn er schreibe für die Öffentlichkeit und die Quellen seien frei zugänglich und somit überprüfbar, anders als die „heimlichen Seminararbeiten im Spezialistenghetto“ (vgl. Meienberg 2000a: 196). Im Gegensatz dazu habe der Historiker bei der Berücksichtigung mündlicher Quellen nicht mehr die Funktion des allmächtigen, einsamen Interpreten und Schreibstrategen, sondern sei eher ein Zuhörer, der die Leute erzählen lässt und das Erzählte danach montiert (vgl. Anhang S. 35).

- Umsetzung

Meienberg beschrieb in Interviews, aber auch in einigen seiner Reportagen, wie er seine Texte aufbaute. Einerseits ging es ihm darum, die verschiedenen Standpunkte innerhalb der behandelten Thematik miteinander in Beziehung zu setzen. Während der „Realismusdebatte“, im Nachhall zu Meienbergs Rezension über Thomas Koerfers Film „Glut“ und Otto F. Walthers Buch „Das Staunen der Schlafwandler am Ende der Nacht“, schrieb Meienberg in der *Wochen-Zeitung* über das Durchleuchten der Machtverhältnisse: „Das Funktionieren der Macht kann meiner Ansicht nach immer nur an ganz präzisen Beispielen gezeigt werden, wo möglichst detailliert geschildert wird, wo der Ablauf der Machtenfaltung sinnlich fassbar ist, bestimmte Namen hat, Farben, bestimmte Gefühle, Gedanken auch, eine bestimmte Wut hervorruft.“ (WoZ 1984: 62, zit. nach Stillhard 1992: 24.). Neben dem Gegenüberstellen der verschiedenen Standpunkte wollte Niklaus Meienberg in seinen Texten die beschriebenen Themen mit einer möglichst grossen Präzision durchdringen. In der Einleitung zur Reportage über Jo Siffert schrieb er: „Wer Siffert begreifen will, muss Freiburg kennen, mit allem Zubehör. Die Stadt hat ihn produziert, und heute hängt er reproduziert in den Freiburger Spelunken,

als Poster. Wir sind also gezwungen, zuerst ein Konterfei oder ‚Abconterfactur‘ von Freiburg zu skizzieren.“ (Meienberg 2000b: 135).

Niklaus Meienberg nahm sich, wenn er es für nötig hielt, auch die Freiheit heraus, fiktive Figuren oder Elemente in seine Texte einzubauen. Er versteckte zum Beispiel in „Jagdgespräch unter Tieren“ seine eigene Person, im Stile der Fabeln Rousseaus, hinter dem Reh Mirza und dem Wildschwein Fridolin (vgl. Meienberg 2000b: 55). Auch in „Perlen ist ein Dorf, das ganz der Fabrik gehört“ bündelte Meienberg verschiedene Aussagen in einer einzigen Person. „Den Schichtführer P. gibt es nicht. Aber alle Sätze, die ihm in den Mund gelegt wurden, sind wirklich gesprochen worden. In der fiktiven Person des Schichtführers P. werden Erfahrungen von vier einheimischen Arbeitern kondensiert und ihr Originalton präsentiert.“ (Meienberg 2000b: 428f.). Er wollte so die Arbeiter, die mit ihm gesprochen hatten, vor allfälligen Druckversuchen durch die Direktion schützen.

4.1.4 Sprache

- Stil

Niklaus Meienberg wollte mit seinen Artikeln auch zur Geschichtsschreibung beitragen, aber sein Stil galt als unwissenschaftlich; er wehrte sich gegen solche Stimmen, indem er Frankreich zum Vergleich herbeizog: „In dieser Reihe (Buchreihe Jean Lacoutures über aktuelle Geschichte / D. H.) ist die perverse Trennung zwischen ‚wissenschaftlicher‘ und ‚vulgärjournalistischer‘ Literatur aufgehoben, dort gilt ein Buch nicht als unwissenschaftlich, weil es journalistisch gut geschrieben ist.“ (Meienberg 1976: 139) Auch den Stil Französischer und Schweizer Journalisten und deren Wahrnehmung in der Öffentlichkeit verglich Meienberg: „In Frankreich gilt ein Journalist nicht als unpräzise oder unseriös, weil er den Leser anspannt und vibrieren lässt, im Gegenteil; und ein dumpfer Stil ist dort noch kein Symptom für Qualität.“ (Meienberg 1976: 136)

Diesen „dumpfen Stil“ machte Meienberg auch in der Magazin-Sprache fest. In seinem Artikel „Paar Thesen zum Magazinjournalismus“ (vgl. Haller / Meienberg 1985) kritisierte er diese Sprache, wie sie vom *Spiegel* betrieben und von der Schweizerischen Journalisten Union (SJU) propagiert wurde. „Der Magazin-Stil trägt seinen Namen zu Recht: Wir befinden uns, wenn wir ihn lesen, in einem Magazin, wo die Wörter ordentlich aufgestapelt, durchnummeriert, neutralisiert, entschärft und willkürlich abrufbar sind. Sie stehen nicht mehr in einem lebendigen Verhältnis zur Sache, die sie bezeichnen sollen, sondern werden der Sache gewalttätig und lieblos übergestülpt.“ (Haller / Meienberg 1986: 3. Zit. nach Stillhard 1992: 25.)

- Sprache und Thema

Meienberg zeigte sich in seinem Artikel über den französischen Journalisten Jean Lacouture beeindruckt von dessen Fähigkeit, für jedes Thema die richtige Sprache zu finden. „Er [Jean Lacouture / D.H.] sucht immer die adäquate Sprache für sein Thema. Lacouture fände es unseriös, eine lächerliche Sache mit ernsthaften Worten zu beschreiben. [...] Es war ein bürgerliches Kasperletheater, das unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfand. Lacouture hat das Theater so realistisch beschrieben, dass der Realismus automatisch in Sarkasmus umschlug. Man musste lachen und spürte zugleich den

Ekel aufsteigen: Die Farce war entlarvt.“ (Meienberg 1976: 137). In seiner Rezension „Überwachen & Bestrafen“ (vgl. Meienberg 2000a: 170 ff.) über das Buch „Surveiller et punir“, worin der französische Historiker Michel Foucault das französische Gefängniswesen schildert, schrieb Meienberg später: „Der Stil kommt vom Inhalt, und den hat der Historiker Foucault zu einem guten Teil aus Dokumenten oder fast verschollenen Büchern gepflückt: Archivarbeit bringt sinnliche Sprache und hohe Anschaulichkeit, wenn sie einer praktiziert, der den lebendigen Kontakt mit Gefangenen hat.“ (Meienberg 2000a: 175).

- Sprachwirkung

1984 erklärte Niklaus Meienberg in der *Wochen-Zeitung*, welche Bedeutung der Umgang mit Sprache für ihn hat: Der Klassenkampf finde in der Sprache statt, er versuche die Sprache wieder zurückzuerobern und dies sei in jedem Adjektiv, im Rhythmus des Satzes spürbar (vgl. Anhang S. 35).

Im oben bereits erwähnten Artikel über die Magazin-Sprache schrieb Meienberg, eine Uniformierung der Sprache im Magazin-Stil sei unfähig „Gefühle und Intellekt in einer aufrührerischen, unter-die-Haut-gehenden, lustvollen Weise miteinander zu verbinden oder ganz zu verschmelzen.“ (vgl. Haller / Meienberg 1986: 3, zit. nach Stillhard 1992: 25). Über die Wirkung der Sprache schrieb Meienberg auch in seinem oben erwähnten Artikel über Michel Foucault „Überwachen & Bestrafen“ (vgl. Meienberg 2000a: 170ff.). Dort fragt er sich, was die Lektüre des besprochenen Buches Foucaults so spannend mache. „Dieser Stil, der gefangennimmt und zugleich befreit, bald warm und bald kalt, präzise und expressiv? Das ist Literatur, Wissenschaft, Pamphlet, Vergangenheitsreportage, Historiographie in einem.“ (Meienberg 2000a: 175).

4.1.5 Fazit

In der Summe ergeben die vier oben analysierten Faktoren Rahmenbedingungen, Werthaltungen, Arbeitsweise und Sprache ein zwar weites, aber deshalb nicht minder scharfes Bild davon, wie Niklaus Meienberg seine Rolle als Journalist selbst wahrnahm.

Die Neugierde Widersprüche aufzudecken und diese dann, nicht ohne Streitlust (vgl. Kapitel 4.1.2), der Öffentlichkeit zu präsentieren und so Transparenz in die Machtstrukturen und gesellschaftlichen Entwicklungen zu bringen (vgl. Kapitel 4.1.3), trieben Niklaus Meienberg in seiner Arbeit voran. Die Freiheit als demokratisches Grundrecht in Form von Versammlungs-, Rede- oder Pressefreiheit, aber auch verstanden als persönliche Freiheit, durchzieht seine Argumentation (vgl. Kapitel 4.1.2). Auch in seiner eigenen Arbeit nahm er diese Freiheit in Anspruch: Weder stilistischen noch interessenspolitischen Zwängen der Redaktionen wollte er sich unterordnen (vgl. Kapitel 4.1.1). Stattdessen wünscht er sich eine Zeitung, die wie die französische *Le Monde* den Journalisten gehört (vgl. Meienberg 2000a: 14).

Mit seiner spezifischen Art zu recherchieren, eine Kombination aus historiografischer Forschung, Quellenkritik und subjektivem Erleben der beschriebenen Situation, verfolgte Meienberg das französische Ideal des „grand reporter“ (vgl. Meienberg 1976: 136 und Kapitel 4.1.3) und führte ein neues Reportagenverständnis in der Schweiz ein. Wie in Filmen, die man mit dem Kommentar des Regis-

seurs schaut, ist Meienberg in seinen Texten immer präsent. Diese Subjektivität hat Meienberg nie verheimlicht, er erklärte sie für unumgänglich (vgl. Kapitel 4.1.3). Trotz, oder gerade wegen, dem subjektiven Charakter seiner Texte strebte Meienberg eine möglichst grosse Präzision beim Verfassen seiner Texte an. Er wollte die behandelten Themen in ihrem ganzen Spektrum erfassen und montierte deshalb in seinen Texten detaillierte Beschreibungen neben starken Gegensätzen. Seine Art zu recherchieren, seine Texte zu montieren und das gelegentliche Bündeln von Fakten zu fiktiven Elementen seiner Texte formten Meienbergs Verständnis von Reportagen (vgl. Kapitel 4.1.4).

Das Selbstverständnis Niklaus Meienbergs von seiner Arbeitsweise und den Werten, die ihn prägten, blieb über seine ganze Schaffenszeit von 1967 bis zu seinem Tod 1993 das gleiche. Seine früheren Reflexionen zum Journalismus in Artikeln wie „Von unserem Pariser Korrespondenten“ oder „Jean Lacouture zeigt, was Journalismus kann“, die er 1976 in seiner Sammlung verschiedener Reportagen aus Frankreich unter dem Titel „Das Schmettern des gallischen Hahns“ (vgl. Meienberg 1976) veröffentlichte, unterscheiden sich kaum von seinen Aussagen im Gespräch mit Klemens Renoldner von 1991 (vgl. Renoldner 2003). Und vergleicht man Meienbergs Reportage „Jo Siffert (1936-1971)“ aus dem Jahr 1972 (vgl. Meienberg 2000b: 135ff.) mit seinem Artikel, einer seiner letzten, über den Brand der Luzerner Kapellbrücke „Die Kapellbrücke: Ein rentabler Brand in Luzern“ (vgl. Meienberg 2000b: 464ff.), ist, zumindest oberflächlich, auch kein Unterschied in der Umsetzung dieses Selbstbildes feststellbar. Was sich jedoch über die Jahre hinweg verändert hat, war Meienbergs Wahrnehmung seiner Rolle innerhalb der Gesellschaft. Zu Beginn seiner Karriere bemühte er sich darum, wie er in seiner Rede „St. Galler Diskurs bei der Preisübergabe“ (vgl. Meienberg 2000a: 86 ff.) anlässlich seiner Auszeichnung mit dem Kulturpreis der Stadt St. Gallen sagt, die aktuellen Strömungen und Politik und Philosophie zu berücksichtigen, doch „bald musste er feststellen, dass diese aufwendigen Stücke ziemlich echolos über die Bühne gingen und kaum je eine Debatte provozierten.“ (Meienberg 2000a: 88). Doch Meienberg etablierte sich immer mehr im Schweizer Mediensystem, das Publikum sprach gut auf seinen Stil an und er wurde zur Institution (vgl. Kapitel 4.1.1). In der gleichen Rede sagte Meienberg, er wolle nicht auf eine einzige Rolle reduziert werden:

„Es lastet allzu vieles auf meinen fragilen Schultern, und diese vermaledeite Rolle, nämlich dort auszurufen, wo andere schweigen, diese Delegation des Aufmuckens, ist mit der demokratischen Tradition unvereinbar, denn jeder sollte können dürfen, und wird unsereiner ähnlich vereinnahmt und einseitig fixiert wie die Intellektuellen in der weiland DDR, wo sie oft nur noch als Ventile funktionieren mussten und Wünsche transportierten, welche das kommune Volk nicht äussern durfte. Diese Arbeitsteilung zwischen den schweigenden Unterdrückten und den gepflegt Aufschreienden zementiert nur die Unterdrückung und bedrückt am Ende beide und zwingt die Intellektuellen, ständig in die Öffentlichkeit gehen zu müssen, so dass ihnen keine Zeit mehr bleibt für eine ruhige Entwicklung.“ (Meienberg 2000a: 91)

Meienbergs Selbstwahrnehmung seiner sozialen Rolle wandelte sich vom Journalisten mit grossen Ansprüchen zum Medienprodukt, das eine grosse Öffentlichkeit anspricht und grosse Erwartungen weckt und schliesslich zum völlig desillusionierten Schreiber, der kurz vor seinem Selbstmord feststellte: „Man ist als Schreiber nichts wert, höchstens ein Unterhaltungswert [...]. Wenn man

schlecht schreibt, wird man nicht gelesen, wenn man gut schreibt, gilt man als unseriös. Jeder Metzgermeister hat mehr Einfluss und Sozialprestige [...]“ (Meienberg 1993: o. A., zit. nach Fehr 1999: 491).

4.2 Interviews

4.2.1 Marianne Fehr

- Rahmenbedingungen

Marianne Fehr äusserte sich im Interview ziemlich klar, wie die Rahmenbedingungen des Journalismus ihre Arbeit beeinflussen. Im wirtschaftlichen Bereich sei in den letzten Jahren das Verkaufsargument immer wichtiger geworden. Die Zeitung achte darauf, dass sie Themen bringe, die sich gut verkaufen. „Die Leute lesen gerne einen politischen Primeur, Geschichten über Paare, Männer, Frauen.“ Fehr versucht, die Themen ihrer Artikel so zu wählen, dass diesem Argument einigermaßen Rechnung getragen wird. (vgl. Anhang S. 38).

Ebenfalls eine wichtige Einflussgrösse auf Fehrs Arbeit ist die politische Ausrichtung der Weltwochen-Redaktion. Als unter Roger Köppels Chefredaktion die *Weltwoche* die ursprünglich links-liberale Linie verlassen hatte, fühlte sich Fehr nur noch das Beigemüse für etwas Anderes zu sein. Auch wenn die politische Ausrichtung ihre eigene Arbeit nicht so stark betraf, hat sich die Redaktion dennoch verlassen und kehrte erst zurück, als Köppel die Redaktion verlassen hatte. Die angekündigte Rückkehr Köppels lässt sie über ihre eigene Zukunft nachdenken. (vgl. Anhang S. 39).

- Wertvorstellungen

Marianne Fehr versucht möglichst unvoreingenommen an ihre Artikel heranzugehen, den Thesenjournalismus lehne sie ab. „Ich habe ein Thema und lasse mich durch das Erzählte der Menschen leiten. So entsteht im Text eine Vielfalt von Meinungen.“ (vgl. Anhang S. 36). Aber trotzdem möchte Fehr, dass in ihren Texten ein Grundtenor spürbar ist. Der Leser sollte den Schreiber durchspüren und merken, wo dieser durchgehe. Das abschliessende Bild, das beim Leser haften bleibt, entwickle sich bei ihr erst während dem Schreiben (vgl. Anhang S. 39).

- Arbeitsweise

Als Fehr in den Journalismus einstieg, hatte sie „das Ziel vor Augen [...], plump gesagt, die Welt zu verbessern.“ Sie habe Einfluss nehmen wollen. Doch ihre Motivation für den Journalismus war nur teilweise politisch. Daneben habe am Anfang ihre Begeisterung für diesen Beruf gestanden. Mit der Zeit verlor sich dann die politische Motivation, erklärt Fehr (vgl. Anhang S. 35). Dies sei auch durch den Arbeitsort bedingt. Im Gesellschaftsressort habe sie eine grosse Themenauswahl, aus denen sie dann jeweils gemeinsam mit ihren Redaktionskollegen eine Mischung aus leichten und schweren Themen zusammenzustellen versuche. Dabei lägen ihr Reportagen und Portraits am ehesten. „Ich mag es, wenn ich etwas anschauen kann oder etwas höre. [...] Die eigene Neugierde ist immer eine Triebkraft für mein Schreiben.“ (vgl. Anhang S. 37). Mit ihren Artikeln wolle sie vor allem aktuelle Entwicklungen aufzeigen, kritisieren und kommentieren (vgl. Anhang S. 36). Dabei sieht sie die Hauptaufgabe des Journalismus in der Unterhaltung. „Niemandem geht es besser oder schlechter, Zürcher Hochschule Winterthur ZHW Institut für Angewandte Medienwissenschaft IAM

wenn er einen Artikel von mir liest. Es sollte einem bewusst sein, dass eine Zeitung zwei, drei Tage herumliegt und man sie dann wegwirft.“ (vgl. Anhang S. 38). Die Reaktionen auf ihre Artikel seien ihr egal (vgl. Anhang S. 38).

- Sprache

Fehr versucht die Sprache ihrer Artikel, innerhalb der Bandbreite ihrer Tonalitäten, an das Thema anzupassen. „Da variere ich von sachlichem Schreiben zu interpretierendem oder pointiertem, über barockes Schreiben, das hängt vom Inhalt des Textes ab.“ (vgl. Anhang S. 40).

- Fazit

Marianne Fehrs Journalismus war ursprünglich, wenn auch nur teilweise, politisch motiviert. Diese Motivation hat sich mit den Jahren aber abgeschliffen und Fehr möchte heute in erster Linie, getrieben von der eigenen Neugierde, mit Reportagen oder Portraits aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen aufzeigen, kritisieren und kommentieren. Die Hauptfunktion des Journalismus sieht sie aber in der Unterhaltung der Leserschaft. Auch wenn sie es vermeidet, mit vorgefertigten Konzepten an ein Thema heranzugehen, so soll der Leser am Ende doch spüren, wie sie selbst zu diesem Thema steht. Bei der Auswahl dieser Themen spielen nicht nur der redaktionelle Konsens, sondern auch das Verkaufsargument mit. Fehr spürt den Einfluss der politischen Ausrichtung der Redaktion auf ihre Arbeit und hat Mühe damit.

4.2.2 Markus Schneider

- Rahmenbedingungen

Markus Schneider versucht in seiner Arbeit so unabhängig wie möglich zu bleiben. „Mir hat mal jemand gesagt, ich sei für die Linken ein Rechter und für die Rechten ein Linker, das hat mich gefreut. Ich bin für alle ein Gegner und in dieser Rolle fühle ich mich wohl.“ (vgl. Anhang S. 45). Die Nähe zu den Politikern, die er während seiner Zeit im Bundeshaus habe beobachten können, sei für ihn absolut nicht nachvollziehbar. „Wenn ich mit jemandem per du bin, schreibe ich anders über ihn. Wenn man per du ist, entsteht einfach ein anderes Verhältnis, dann fraternisiert man sich.“ Solches Fraternisieren wolle er vermeiden, auch mit Wirtschaftsvertretern (vgl. Anhang S. 45).

Die Arbeitsweise Schneiders ist eng verbunden mit dem Medium, für das er arbeitet: *Weltwoche* und *Facts* sind wöchentlich erscheinende Titel, bei denen Schneiders Analysen genug Zeit und Platz eingeräumt werden, respektive wurden. Für jemanden, der aus dem Tagesjournalismus komme, sei soviel Platz und Zeit ein Luxus.

Schneiders Tätigkeit wurde kaum von der politischen Ausrichtung der Redaktion beeinflusst. Während seiner ersten Anstellung bei der *Weltwoche* habe es eine solche Ausrichtung noch gar nicht gegeben, da sei das ganze politische Spektrum zusammengekommen. Beim *Facts* war die Situation dann wieder eine andere. „Bei gewissen Artikeln gab es Diskussionen mit der Redaktion und ein, zwei Mal hatte ich Meinungsdivergenzen mit Res Strehle [damals Facts-Mitarbeiter / D. H.]“ (vgl. Anhang S. 47). Als er dann zum zweiten Mal bei der *Weltwoche* arbeitete und Köppel Chefredaktor wurde, habe er bislang unbekannte Liniendiskussionen erlebt. „Unter Köppel wurde es mir dann zu

eng, als er diesen Wahlaufruf für die SVP publizierte und ich die Redaktion deshalb verliess.“ (vgl. Anhang S. 47).

- Wertvorstellungen

„Kritisch dem Staat gegenüber, aber ich sage jetzt nicht, dass es den Staat nicht braucht. Es braucht ihn schon für gewisse Dinge, es braucht einen Ausgleich, Armutsbekämpfung.“, das sei, neben seiner sozial-liberalen Einstellung, der Grundtenor seiner Texte, erklärt Schneider im Interview (vgl. Anhang S. 43). Er lasse diese Einstellung zwar in seine Texte einfließen (vgl. Anhang S. 43), dabei sei er aber niemals zu hundert Prozent von den Themen überzeugt, über die er schreibe. „Ich zweifle alles an, ob mir jemand etwas erzählt oder ob ich über ein Thema schreibe. Ich kann mir auch widersprechen innert nützlicher Frist. Das macht mir keine Probleme, denn nichts ist endgültig und vor allem ist es nicht verboten gescheitert zu werden.“ (vgl. Anhang S. 43).

- Arbeitsweise

Obwohl Schneider seine Wertvorstellungen in seine Arbeit einfließen lässt, geht es ihm nicht darum realpolitisch etwas zu bewegen. Was aus seinen Texten werde, sei ihm relativ egal. „Mich freut es natürlich schon, wenn Diskussionen entstehen und der Text aufgenommen wird, aber nicht im Sinne, dass es dann realpolitische Entscheide gibt. Insofern war ich nie ein politischer Journalist.“ (vgl. Anhang S. 43). Mit einem analytischen, scharfen Blick wolle er die wirtschaftlichen Prozesse beobachten und Transparenz herstellen. Er habe eine Vermittlerrolle, meint Schneider (vgl. Anhang S. 46). Innerhalb dieser Rolle versuche er nicht, Meinungen runterzubeten, sondern mit Fakten zu argumentieren (vgl. Anhang S. 44). Wenn die Leute seine Texte dann noch gerne läsen und sich durch seine Argumente anregen liessen, sei das das Beste, was ihm passieren könne, führt Schneider weiter aus. Seine Themen findet Schneider entweder in den Medien oder im Alltag. So schreibe er zum Beispiel über die Schule seit er selbst Kinder habe, die zur Schule gehen. Das habe er vorher nie getan (vgl. Anhang S. 45).

- Sprache

In seiner Vermittlerrolle achtet Schneider darauf, das Vokabular soweit zu vereinfachen, dass es gerade noch korrekt sei. „Vieles was ich mache, ist eigentlich ein Übersetzungsdienst: Ich lese Bücher, Texte und Publikationen zu wirtschaftlichen Themen und probiere diese dann so zu übersetzen, zu vereinfachen, dass es gerade noch stimmt und es die Leute verstehen, indem ich andere Wörter brauche: Ich spreche deshalb nicht von Skalenerträgen oder Grenzkosten.“ (vgl. Anhang S. 43). Dabei möchte er aber keinesfalls lehrmeisterhaft, besserwisserisch oder belehrend wirken, sondern er verlässt sich auf seine Argumente (vgl. Anhang S. 48).

- Fazit

Markus Schneider sieht sich als Journalisten, der den Staat aus einer kritischen Distanz durchleuchtet und von einem sozial-liberalen Standpunkt aus analysiert und kommentiert und so Transparenz in die wirtschaftlichen und politischen Prozesse bringt. Um die kritische Distanz wahren zu können, möchte Schneider aber von den Vertretern aus Politik und Wirtschaft unabhängig bleiben. Transpa-

renz herstellen heisst für Markus Schneider auch die Prozesse so weit zu vereinfachen und die Sprache dieser Prozesse so zu übersetzen, dass seine Leser verstehen, worum es ihm geht. Ziel seiner Arbeit ist deshalb auch nicht das direkte Einflussnehmen auf die Politik, sondern er will mit seinen argumentierenden Texten eine Diskussion oder auch nur einen Gedankengang auslösen. Da Schneider als Autor arbeitet, und nicht fest in einer Redaktion angestellt ist, beeinflusst ihn die Redaktion in seiner Arbeit kaum.

4.2.3 Hugo Bütler

- Rahmenbedingungen

Hugo Bütler streitet nicht ab, dass es Einflussversuche von Vertretern aus Politik und Wirtschaft auf Journalisten der *NZZ* gibt, „aber ein kluger Journalist kann dann daraus machen, was in seinen Überlegungen richtig ist und die Dinge einordnen. In meiner Zeit bei der *NZZ* gab es eigentlich nie einen Pressionsversuch, dafür war der Respekt vor der Zeitung wahrscheinlich zu gross.“ (vgl. Anhang S. 55)

Die wirtschaftlichen Entwicklungen der letzten 25 Jahre hatten, so sagt Bütler, keinen Einfluss, auf das Selbstverständnis der journalistischen Arbeit bei der *NZZ*. Natürlich habe man sparen müssen, meint Bütler, aber die Grundeinstellung zum Journalismus habe man beibehalten (vgl. Anhang S. 55). Dagegen habe der strukturelle Wandel einen viel grösseren Einfluss auf den Journalismus gehabt. „Der Strukturwandel, also weg von der gedruckten Information, hin zu digitalen und Online-Informationen, veränderte die Randbedingungen der Arbeit in positivem Sinn.“ Die Redaktion könne so viel schneller auf aktuelle Entwicklungen reagieren (vgl. Anhang S. 55).

Bütler antwortet auf die Frage, ob er sich dem redaktionellen Leitbild verpflichtet fühle: „Auf jeden Fall. Im Redaktionsstatut hat es viel Hausgeist, das Leitbild ist nicht irgendwo festgeschrieben. Ich versuche es lebendig zu halten und es zu leben, in einer Welt, die man immer wieder neu betrachten muss. Es ist eine Haltung.“ (vgl. Anhang S. 53f.).

- Wertvorstellungen

Hugo Bütler verfolgt „ein liberales Staatsverständnis.“ Der Geist der Gesetze, die Trennung der Gewalten seien zentral für ihn (vgl. Anhang S. 51). Die *NZZ* verfolgt ähnliche Werte: „Man hatte bei der *NZZ* immer das Ideal vom freiheitlichen Denken und Liberalismus mit Gewaltentrennung, damit es Spielraum gibt und die Macht nicht in einer Hand konzentriert wird.“ (vgl. Anhang S. 53). Freiheit habe dabei neben der Verantwortung, unter anderem auch sich selbst gegenüber, (vgl. Anhang S. 52) auch Gleichheit oder Gerechtigkeit als Gegenbegriff. Für Bütler ist das Gewicht eher auf der Seite Freiheit und von Spielraum und nicht bei Gleichheit und übermässiger Kontrolle. „Horckheimer, ein wichtiger Kopf der Frankfurter Schule, sagte einmal: Wenn man nur Freiheit betont, kann das zu Ungerechtigkeit führen. Wenn man Gleichheit durchsetzen möchte, heisst das hochgradige Verwaltung und Kontrolle. Und wenn man Freiheit hat, gibt es Spielräume, aber auch Ungerechtigkeiten.“ Gerechtigkeit im Sinne materieller Gleichheit lasse sich nicht herstellen, der Staat müsse

sich darauf beschränken rechtliche Spielregeln aufzustellen, erklärt Bütler weiter (vgl. Anhang S. 52).

Objektivität sei zwar ein anstrebenswerter Wert, an den man sich annähern könne, aber man müsse sich bewusst sein, „dass jeder Mensch einen eigenen Standpunkt und einen Ort hat, von dem aus er die Welt betrachtet. Unser Ort ist erklärermassen ein liberales Denken. In diesem Sinn gibt es keine Objektivität ohne Bezug auf etwas.“ (vgl. Anhang S. 56). Insofern ist also anzunehmen, dass die oben aufgeführten Werte den Journalismus Hugo Bütlers und der *NZZ* steuern.

- Arbeitsweise

In seinem Journalismus interessierte es Bütler vor allem, wie man in einer freien Gesellschaft mit verschiedenen denkenden Kräften zusammenleben kann (vgl. Anhang S. 51). Von Leuten, die für die Oppositionellen aus der Studentenrevolte `68 Tickets „Moskau-einfach“ forderten, hielt Bütler nichts, man müsse sich argumentativ mit dieser Bewegung auseinandersetzen und nicht einfach alles tolerieren und gelten lassen (vgl. Anhang S. 51). Deshalb suchte er immer das bessere, überzeugendere Argument. „Das muss ein geistig intellektuelles Argument sein, in dem sich auch die politische und geschichtliche Erfahrung widerspiegelt. Die überzeugendsten Argumente müssen die Meinungsbildung bestimmen, denn wir legen nicht den Katechismus aus, sondern analysieren in einer konkreten Welt.“ (vgl. Anhang S. 53). In der Meinungsbildung im Zeichen einer freiheitlichen politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Welt sieht Bütler denn auch eine wichtige Aufgabe der *NZZ*. Die andere Aufgabe der *NZZ* macht Bütler fest im Informieren und Analysieren des Geschehens in der Schweiz und der Welt.

Diese Meinungsbildung geschieht bei der *NZZ* aus einer Selbstverständlichkeit der eigenen Argumentation heraus, das sei schon so im Redaktionsstatut festgehalten, erklärt Bütler. „Es heisst dort, kein Journalist könne dazu gezwungen oder dazu veranlasst werden, gegen seine Überzeugung zu schreiben.“ Entsprechend wird auch bei der Personalauswahl, neben der Qualität der Reflexion und der Ausdrucksweise auf die Denkweise geachtet. „Wenn man von Anfang an das Gefühl hat, dass jemand ein verbohrter Nationalist ist oder in seiner Seele ein Sozialist, dann passt er eher nicht zu uns.“ (vgl. Anhang: S. 53)

- Sprache

Hugo Bütler antwortet auf die Frage, welche Rolle für ihn als Chefredaktor und Journalisten die Sprache in den Texten spiele: „Was mich und die Zeitung insgesamt betrifft, ist die Sprache das A und O der Berufstätigkeit.“ Verständlichkeit, präzises Formulieren und differenziertes, klares Wiedergeben der Meinung seien wichtige Eigenschaften eines *NZZ* Journalisten. Für Fälle, in denen Unklarheit über die Schreibweise besteht (z. B. eine Stadt im arabischen Raum, die plötzlich in Rampenlicht rückt), hat die *NZZ* ein Sprach-Vademecum. Deshalb habe auch das Gegenlesen, nicht nur wegen der Korrektheit, sondern auch wegen der Schlüssigkeit der Argumentation einen hohen Stellenwert (vgl. Anhang S. 56).

Bütler versucht, die Sprache, je nach dem ob er einen Leitartikel, einen Bericht oder fürs Feuilleton schreibt, anzupassen (vgl. Anhang S. 57).

- Fazit

Hugo Bütlers journalistisches Rollenselbstbild umfasst seine Arbeit als Journalist einerseits und seine Arbeit als Chefredaktor der *NZZ* andererseits. Für ihn ist Journalismus die argumentative Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Entwicklungen, wie es sich also in einer Gesellschaft mit verschiedenen denkenden Kräften zusammenleben lässt. Bei dieser Auseinandersetzung ist das Finden von überzeugenden Argumenten zur Meinungsbildung zentral. Diese Meinungsbildung geschieht sowohl bei Bütler, als auch bei der *NZZ* vom Standpunkt eines liberalen Staatsverständnisses, im Sinne freiheitlichen Denkens und der Gewaltentrennung, aus, das in die journalistische Arbeit einfließt. Die Arbeit ist aber auch geprägt, vom „Hausgeist“, den Bütler leben möchte. Das heisst zum Beispiel, dass Artikel der *NZZ* nur sprachlich korrekt, sondern auch verständlich und präzise formuliert und schlüssig argumentiert sein müssen und auch unter diesen Gesichtspunkten gegengelesen werden.

4.3 Synthese

4.3.1 Gemeinsamkeiten und Unterschiede

Führt man die Analysen der journalistischen Rollenselbstwahrnehmung zusammen, fällt auf, dass sich die Unterschiede zwischen Meienberg und den drei anderen Journalisten vor allem bei den Rahmenbedingungen zeigen und bei den drei übrigen untersuchten Faktoren des Rollenselbstbildes, also den Wertvorstellungen, der Arbeitsweise und der Sprache, mehr Gemeinsamkeiten bestehen.

Die Unterschiede bei den Rahmenbedingungen zeigen sich zum einen im Verhalten der eigenen Redaktion gegenüber und zum andern beim Bezug zur Öffentlichkeit. Die Beziehung Marianne Fehrs, Markus Schneiders und Hugo Bütlers zu ihren Redaktionen im Vergleich zu Niklaus Meienberg könnten unterschiedlicher fast nicht sein: Fehr und Schneider behielten, auch wenn sie mit den dortigen Entwicklungen nicht immer einverstanden waren, ein sachliches Verhältnis zu ihrem Arbeitsort und Bütler legt grossen Wert auf den „Hausgeist“. Auch in den Äusserungen Marianne Fehrs und Markus Schneiders zum Einfluss der Leser auf die eigene Arbeit² zeigen sich Unterschiede zu Niklaus Meienberg. Fehr lässt sich bei der Auswahl der Themen von den Lesern leiten, die Leserreaktionen danach interessieren sie aber nicht mehr. Schneider jedoch möchte seine Texte explizit leserfreundlich schreiben und die Leserreaktionen sind ihm wichtig. Beide äussern sich in keiner Weise, welche Rolle die Rezeption der eigenen Texte in der Öffentlichkeit für die eigene Arbeit spielt, wie es Meienberg immer wieder getan hatte.

Unterschiede treten auch beim Vergleich der Wertvorstellungen zu Tage. Einzig Fehr ist mit ihrer links-kritischen Vergangenheit auf gleicher Linie wie Meienberg, über ihre jetzige Einstellung hat sie nichts gesagt. Schneider ist, analog zu Meienberg, dem Staat gegenüber zwar kritisch eingestellt,

² Hugo Bütler wurde nicht danach befragt.

seine sozial-liberale Einstellung unterscheidet sich jedoch von Meienbergs politischer Position. Hugo Bütler argumentiert, wie Meienberg auch, von den Werten Freiheit und Gerechtigkeit ausgehend, aber Bütler betont dabei die Freiheit, während Meienberg Gerechtigkeit akzentuiert. Ihre Wertvorstellungen, darin sind alle vier Journalisten einig, flössen unvermeidlich in ihre Texte ein.

Die grössten Gemeinsamkeiten zwischen Meienberg und Fehr, Schneider und Bütler zeigen sich bei der Arbeitsweise. Innerhalb ihres jeweiligen Tätigkeitsgebietes arbeiten alle vier vor allem analysierend und kommentierend. Auch Marianne Fehrs Bestreben, aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen aufzuzeigen sowie Markus Schneiders Wille, Transparenz in wirtschaftspolitische Prozesse zu bringen, decken sich mit Niklaus Meienbergs journalistischem Selbstverständnis. Schneider und Bütler teilen zudem Meienbergs Absicht, mit Argumenten von der eigenen Meinung zu überzeugen. Schneider und Meienberg wollen so Anregungen geben, während Bütler so den Prozess der Meinungsbildung mitgestalten will³. Marianne Fehr hat schliesslich die Neugierde als journalistische Triebkraft mit Meienberg gemeinsam. Auch im Bereich der Sprache sind sich alle vier einig. Die Sprache muss sowohl ans Thema, wie auch ans journalistische Genre angepasst werden.

4.3.2 Meienbergs Einfluss

In den Interviews zeigte sich, dass Niklaus Meienberg auf alle drei Journalisten in einem bestimmten Bereich des journalistischen Arbeitens Einfluss hatte. Marianne Fehr war beeindruckt von seinem damals völlig neuen Stil und davon, wie Meienberg das ungeschriebene Gesetz der Objektivität über den Haufen warf. Sein Umgang mit der Sprache habe die Phantasie angeregt und es einem erlaubt, stärker auf eigene Erlebnisse einzugehen. (vgl. Anhang S. 40) Auch Schneider war fasziniert von Meienbergs Stil. Er habe sich zwar gewünscht, so schreiben zu können wie Meienberg, versuchte aber nie ihn zu imitieren. Schneider bewundert an Meienberg, „dass alles, was er sah und beobachtete, immer in seine Weltanschauung gepasst hat, ohne dass er etwas fingiert hätte.“ (vgl. Anhang S. 49). Hugo Bütler teilte zwar eben diese Weltanschauung gar nicht, dennoch habe er Meienberg respektiert. „Er hatte etwas gedanklich Stimulierendes, man dachte über seine Argumente nach und überlegte, was davon stimmt und was man dagegensetzen muss. In guten Zeiten belebte er die Auseinandersetzungen.“ (vgl. Anhang S. 58).

Interessanterweise kommt bei der Frage nach dem Einfluss auf den eigenen Journalismus keiner der drei auf die gesellschaftliche Rolle Meienbergs zu sprechen. Auch Schneider nicht, der zwar Meienbergs subjektive Erlebnisfähigkeit bewundert, aber unklar lässt, ob ihn diese Eigenschaft beeinflusst hat. So begrenzt sich der Einfluss Meienbergs bei Bütler auf den argumentativen und bei Fehr sowie Schneider auf den sprachlichen Aspekt Meienbergs Journalismus. Die übrigen unter 4.3.1 erwähnten Gemeinsamkeiten können aufgrund der Interviews nicht auf einen Einfluss Meienbergs zurückgeführt werden.

³ Marianne Fehr machte keine Aussagen in diesem Zusammenhang.

5. Schlussbetrachtung

5.1 Wichtigste Erkenntnisse

Niklaus Meienbergs journalistisches Rollenselbstverständnis war hinsichtlich seiner Art zu schreiben und zu recherchieren, seine Themen auszuwählen, aber auch der Werte, die sein Schreiben prägten, über seine ganze Schaffenszeit das gleiche. Was sich jedoch veränderte, war Meienbergs Wahrnehmung seiner Rolle in der Öffentlichkeit. Überraschenderweise zeigte der Vergleich der vier untersuchten journalistischen Rollenselbstbilder unerwartet viele Gemeinsamkeiten, die sich jedoch nur begrenzt mit dem Einfluss Meienbergs auf die Schweizer Journalisten begründen liessen. Meienberg als Ikone des Schweizer Journalismus zu bezeichnen wäre deshalb falsch. Wenn überhaupt könnte man von einer Sprach-Ikone des Schweizer Journalismus sprechen.

5.2 Reflexion

Der Respekt vor Meienbergs beachtlichem Werk, aber auch vor der Person Meienbergs, führte zu sehr weit formulierten Thesen und Fragestellungen. Entsprechend schwer fiel auch das Voneinander-Abgrenzen der Resultate. Obwohl die Ziele dieser Diplomarbeit schlussendlich erreicht wurden, stellt sich die Frage, ob sich ähnliche Arbeiten der Präzision willen künftig nicht bloss auf einen Teilaspekt des journalistischen Rollenselbstverständnisses, beispielsweise die Wertvorstellungen, beschränken sollten.

Der rein literaturwissenschaftliche Vergleich des journalistischen Rollenselbstverständnisses kam für diese Diplomarbeit nie in Frage. Wäre Meienberg noch am Leben, wäre die Literaturanalyse seines Werkes durch ein Interview ersetzt worden. So aber war die thesengeleitete, hermeneutisch literaturwissenschaftliche Analyse des Werkes Niklaus Meienbergs vor einem medienwissenschaftlichen theoretischen Hintergrund die einzige Möglichkeit, sein journalistisches Rollenselbstverständnis zu eruieren. Eine Analyse der Sekundärliteratur hätte wohl nicht zum selben Resultat geführt, war doch das Selbstbild Gegenstand dieser Arbeit und nicht zum Beispiel das Bild in den Medien. Die Kombination der Literaturanalyse mit den ebenfalls thesengeleiteten Interviews erwies sich als aufschlussreich. Sie ermöglicht es, die Resultate der einen Methode mit denen der andern zu vergleichen und so die Resultate in einem andern Licht zu sehen.

Generell sollten in die Gewichtung der Resultate die erwähnte Unschärfe der Thesen aber auch methodisch begründete Fehlerquellen, also die Auswahl der Interviewpartner und die interessengeleitete Lektüre, sollten in die Wertung der Resultate einfließen.

6. Bibliografie

- Blöbaum, Bernd (2004): Organisationen, Programme und Rollen. Die Struktur des Journalismus in systemtheoretischer Perspektive. In: Löffelholz, Martin (Hg.): Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Ausgabe. Wiesbaden, S. 201-219.
- Blöbaum, Bernd (1994): Journalismus als soziales System. Geschichte Ausdifferenzierung und Verselbständigung. Opladen.
- Donsbach, Wolfgang (1982): Legitimationsprobleme des Journalismus: gesellschaftliche Rolle der Massenmedien und berufliche Einstellung von Journalisten. Freiburg i. Br.
- Faulstich, Werner (1995): Mediengeschichte. In: Ders.: Grundwissen Medien. München.
- Fehr, Marianne (1999): Meienberg. Lebensgeschichte des Schweizer Journalisten und Schriftstellers. Zürich.
- Haas, Hannes (1999): Empirischer Journalismus. Wien.
- Haller, Michael (1997): Die Reportage. Ein Handbuch für Journalisten. Konstanz.
- Haller, Michael (2000): Recherchieren. Ein Handbuch für Journalisten. Konstanz.
- Haller, Michael (2004): Die zwei Kulturen. Journalismustheorie und journalistische Praxis. In: Löffelholz, Martin (Hg.): Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden, S. 129-150.
- Kisch, Egon Erwin (1974): Wesen des Reporters. In: Schütz, Erhard H. (Hg.): Reporter + Reportagen. Texte zur Theorie und Praxis der Reportage der zwanziger Jahre. Ein Lesebuch. Giessen, S. 40-44.
- Kisch, Egon Erwin (1983): Der rasende Reporter. Köln.
- Kohring, Matthias (2004): Journalismus als soziales System. Grundlagen einer systemtheoretischen Journalismustheorie. In: Löffelholz, Martin (Hg.): Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden, S. 185-200.
- Kunczik, Michael / Zipfel, Astrid (2001): Publizistik. Köln.
- La Roche, Walther von (2006): Einführung in den praktischen Journalismus. Mit genauer Beschreibung aller Ausbildungswege Deutschland Österreich Schweiz. Berlin.
- Lorenz, Dagmar (2002): Journalismus, Stuttgart.
- Lussi, Rolf (2001): Zwischen Journalist und Dichter. Niklaus Meienberg und die Reportage als literarisches Genre. In:
http://www.meienberg.ch/fileadmin/Meienberg/_dokumente/studienmaterial/Liz-Arbeit_Lussi.pdf
- Marr, Mirko / Wyss Vinzens (1999): Schweizer Journalistinnen und Journalisten im sprachregionalen Vergleich. Strukturmerkmale und Einstellungen. In: Medienwissenschaft Schweiz, H. 2, S. 16-30.
- Meienberg, Niklaus (1976): Kurzer Prozess mit diesem Angeklagten. In: National Zeitung. Basel, o.S.
- Meienberg, Niklaus (1976): Das Schmettern des gallischen Hahns. Reportagen aus Frankreich. Darmstadt, Neuwied.
- Meienberg, Niklaus (1984): Vorschlag zur Unversöhnlichkeit. In: WoZ vom 30.5.1984, o. S.
- Meienberg, Niklaus (1985): Der wissenschaftliche Spazierstock. Zürich.
- Meienberg, Niklaus (1986): Heimsuchungen. Ein ausschweifendes Lesebuch. Zürich.
- Meienberg, Niklaus (1987): Die Welt als Wille und Wahn. Elemente zur Naturgeschichte eines Clans. Zürich.
- Meienberg, Niklaus (1988): Meienberg über Meienberg. Durrer, Martin / Lukesch, Barbara (Hg.): Biederland und der Brandstifter. Niklaus Meienberg als Anlass. Zürich, S. 221-222
- Meienberg, Niklaus (1989): Vielleicht sind wir schon morgen bleich u. tot. Chronik der fortlaufenden Ereignisse, aber auch der fortgelaufenen. Zürich.
- Meienberg, Niklaus (1994): Reportagen aus der Schweiz. Zürich.
- Meienberg, Niklaus (1995): Zunder. Überfälle Übergriffe Überbleibsel. Zürich.
- Meienberg, Niklaus (2000a): Reportagen 1. Zürich.
- Meienberg, Niklaus (2000b): Reportagen 2. Zürich.
- Meier, Oliver (2005): Das Ganze ist das Wahre. Niklaus Meienberg und der literarische Journalismus. In: Meier, Marco (1988): La réalité surpasse la fiction. Jörg Federspiel, Hugo Loetscher und Niklaus Meienberg als Schweizer Vertreter des „New Journalism“. In: Durrer, Martin / Lukesch, Barbara (Hg.): Biederland und der Brandstifter. Niklaus Meienberg als Anlass. Zürich, S. 141-158.

- Müller Farguell, Roger W. (1998): Literarischer Journalismus. Hugo Loetscher und Niklaus Meienberg. In: Arnold, Heinz Ludwig (Hg.) Literatur in der Schweiz. Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur. Sonderband. München, S. 157-169.
- Noelle-Neumann, Elisabeth / Schulz, Winfried / Wilke, Jürgen (Hg.) (1993): Das Fischer Lexikon. Publizistik Massenkommunikation. Frankfurt am Main.
- Oswald, Heinrich (o.J.): Journalismus als Dienst an der Öffentlichkeit. In: Widmer, Franz C. (Hg.): Beruf: Journalist. 12 Autoren zur Rolle des Journalisten. Zürich, S. 59-63.
- Popitz Heinrich (1968): Der Begriff der sozialen Rolle als Element der soziologischen Theorie. Tübingen.
- Renholder, Klemens (2003): Hagenwil-les-deux-Eglises. Ein Gespräch mit Niklaus Meienberg. Mit einem Fotoessay von Michael von Graffenried und einem Aufsatz von Erich Hackl. Zürich.
- Rust, Holger (1987): Biografische Kommunikationsforschung: Ein Schritt auf dem Weg zur „Kontextuellen Medienwissenschaft. In: Bobrowsky, Manfred / Duchkowitsch Wolfgang / Haas, Hannes (Hg.): Medien und Kommunikationsgeschichte. Ein Textbuch zur Einführung. Wien, S. 42-52.
- Stillhard, Christof (1992): Meienberg und seine Richter. Vom Umgang der Deutschschweizer Presse mit ihrem Starschreiber. Zürich.
- Wagner, Hans (1998): Das Unwandelbare im Journalismus. In: Duchkowitsch, Wolfgang u. a. (H.g.): Journalismus als Kultur. Analysen und Essays. Opladen, S. 95-111.
- Watzka, Kurt / Eichhorn, Wolfgang (1993): Erhebungsverfahren. In: Knieper, Thomas (Hg.): Statistik. Eine Einführung für Kommunikationsberufe. München, S. 103-138.
- Weber, Stefan (2000): Was steuert Journalismus? Ein System zwischen Selbstreferenz und Fremdsteuerung. (= Forschungsfeld Kommunikation, Band 12) Konstanz.
- Weischenberg, Siegfried / Scholl, Manfred (2002): Was Journalisten denken und tun. Befunde aus der Studie „Journalismus in Deutschland“. In: Grittmann, Elke / Neverla, Irene / Pater, Monika (Hg.): Grundlagentexte zur Journalistik. Konstanz, S. 485-522.
- Wyss, Vinzens (2002): Assoziative Skizze möglicher Journalismus Konzeptionen.
- Züger, Markus (2001): Niklaus Meienberg: Ein berufsethisches Profil. In: http://www.meienberg.ch/fileadmin/Meienberg/_dokumente/_studienmaterial/Berufsethisches_Profil_NM_Seminararbeit.PDF

7. Anhang

7.1 Literaturanalyse

Die folgende Auflistung von Zitaten erfolgt in der Reihenfolge der Nennung.

7.1.1 Rahmenbedingungen

- Kollegen

„Von unserem Pariser Korrespondenten, statt eines Vorworts“

„Aber ach, von all dem werden die Korrespondenten unserer Tageszeitungen nicht schreiben. Es wird auch nicht von ihnen verlangt. Die Redaktionen wollen Artikel über den letzten Brandt-Besuch, über die Pressekonferenz des Präsidenten - welche der Korrespondent am Fernsehen verfolgt. Warum sollten Zeitungen, die einen Helmut Kohl im Inlandteil mit Samthandschuhen anfassen, im Ausland einen Bericht über die wahre Natur des Giscard d'Estaing abdrucken, das heisst über die Natur seines Herrschaftssystems? Oder etwa eine Aufklärung über die Machenschaften der 'Compagnie Général Electricque (CGE)' oder der 'Banque de Paris et des Pays-Bas', da sie ja auch über die Deutsche Bank oder Siemens nicht allgemeinverständlich orientieren, sondern nur im Latein ihrer undeutlich murmelnden Vorlkswirte? Ausserdem fühlen sich die Korrespondenten in Frankreich zu Gast, allzudeutlich darf man sich gegenüber dem Gastgeber nicht räuspern (sind sie bei der Regierung oder beim Volk zu Gast?). Und schliesslich, so jammern unsere Korrespondenten, haben unsere Artikel ja doch keine Konsequenzen; in Frankreich werden sie nicht gelesen, und in der Heimat fast nicht (kein Wunder, bei dem Stil).“ (Meienberg 2000a: 26f.)

„Auf einem fremden Stern, 1983“

“Ich fand es ganz natürlich, der Redaktionsversammlung, im Rahmen der Heftkritik, diesen Vorgang zu erläutern. Es wurde ziemlich still dabei, manche Kollegen sahen mich entsetzt an, Koch rutschte unruhig hin und her - und nach meinem Vortrag meldete sich ein einziger, der diese interessanten Interview- und Flugbräuche kritisieren wollte. Der Mann wurde von Koch barsch zum Schweigen gebracht. Nach der Heftkritik kamen zahlreiche Kolleginnen und Kollegen in mein Büro und gratulierten; droben in der Konferenz hatten sie geschwiegen.” (Meienberg 2000a: 31)

“Wer zum Stern geht weiss, dass ihn keine Konfirmandenschule erwartet. Als Gillhausen mich anheuerte, war ich auf Einiges gefasst: Ellenbogenmanieren, rauhe Sitten, harte Konkurrenz im Haus. Aber totale Unterwürfigkeit? Kasernenhofton? Blinde Autoritätsgläubigkeit? Permanentes Austricksen der Kollegen? Kann sich die kühnste Phantasie nicht ausmalen. Hätte mir einer 1982 gesagt: Bald wird das Blatt gefälschte Hitler-Tagebücher publizieren, dann wäre er ausgelacht worden.” (Meienberg 2000a: 32)

"Durch alle Stockwerke des Gebäudes war immer das Murren und Schimpfen über die Selbstherrlichkeit der Chefs zu hören, aber es hatte nicht mehr Bedeutung als die Raunzereien der Soldaten im Krieg - sie kämpfen doch -, und die STERN-Leute haben niemals eine Nummer ausfallen lassen, auch im Mai 1983 sind sie vor dieser Möglichkeit entsetzt zurückgeschreckt." Da hat Kuby schon wieder recht; leider. Im November, ich war zur Vorbereitung auf den Pariser Korrespondentenposten Im Mutterhaus an der Alster eingeliefert worden, habe ich den STERN täglich so erlebt. Diese geballten Fäuste! (im Sack). Diese unbändigen Wütchen! (als Geschwür in der Magengrube). In jedem Betrieb wird gegen die Hierarchie gemotzt, aber soviel Hohn für die Chefen (in ihrer Abwesenheit) und soviel Strammstehen (in ihrer Anwesenheit) habe ich nirgendwo sonst erlebt. [...] Und zugleich soviel Desinteresse für das Gesamtprodukt, für den STERN als Ganzes - "weil es jedem von ihnen letzten Endes Wurst ist, woraus die 'Mischung' besteht, solange sein eigenes Produkt angemessen präsentiert wird" (Kuby). Niemand, auch keine von den engagierten Frauen, fühlt sich betupft oder gar mitverantwortlich, wenn wieder eine nackte Zwetschge aufs Titelblatt kommt (welche immer kommen, wenn die Auflage ein bisschen sinkt). "Da kann man nichts machen, wir haben gar nichts zu bestimmen", hiess es jeweils, "das Titelbild wird allein von der Chefredaktion ausgewählt." Niemand fühlte sich betroffen, wenn wieder einmal der Kollege X oder Y in der Redaktionskonferenz zusammengestaucht wurde, von oben. Der STERN kam mir vor wie ein Aquarium, wo jeder nach dem fettesten Brocken und jeder nach jedem schnappt und wo die Haifische sich in Sardinen verwandeln, sobald die obersten Chef-Haifische erscheinen." (Meienberg 2000a: 32f.)

„Vorwärts zur gedächtnisfreien Gesellschaft“

„Radio DRS, Bern. Die Schlafmützigkeit der Journalisten. Ein Herr Haefliger, yuppig anzusehen, will mich im Studio Bern interviewen (Thema Wille Buch). Es stellt sich heraus, dass er knapp ein Drittel des Buches gelesen hat; den Dokumentenanhang schon gar nicht. Er freue sich aber, sagt Haefliger, am Abend im Bett noch den Rest des Buches zu lesen (nach dem Interview). Und falls ich dann ausrufe und den Hörern erkläre, dass er eben nur ein Drittel des Buches gelesen habe, werde er die ärgerlichen Stellen herausschneiden, sagt Haefliger im Vorgespräch (Mikro zu). Und warum es mir eigentlich eingefallen sei, 'solche Nichtigkeiten' zu notieren und ein Buch daraus zu machen, verglichen mit dem Fall Waldheim sei doch die Geschichte des Wille-Clans gar unbedeutend. (Nichtigkeiten wie der Hitler-Besuch bei Fam. Wille 1923, das Anwerben von Schweizern für die Waffen-SS durch Wille II. und ähnli-

ches kommen im Buch vor.) Dieser Haefliger - Mikro auf - macht dann ein 'Interview' von 12 Minuten. Auf die Frage, ob solche journalistischen Techniken im Hause normal seien, antwortet Haefligers Vorgesetzter Peter Bühler: Wir, Haefliger und ich, hätten vermutlich 'ein Kommunikationsproblem' miteinander gehabt. - Gschpürsch mi?" (Meienberg 2000a: 284)

- Redaktion

„Einen durchlaucht schönen Geburtstag“

„Heftige Glückwünsche für das Manuskript gekriegt. Arthur Meyer, Inlandredaktor, nimmt's entgegen, fällt dem Schreibenden sozusagen fast um den Hals: 'Einen schönen Artikel hast Du geschrieben! Stimmt alles genau!' auch Verena Thalmann, Toni Lienhard, Hans Tschäni lassen gratulieren, das sei fällig gewesen, nachdem die ganze schw. Presse in Untertänigkeit diesem Franz Joseph zu Füßen geworfen habe, zum Geburtstag.

Nach der Publikation weniger Glückwünsche. Tschäni entschuldigt sich brieflich bei den 35 Liechtensteinern, die den 'Tages-Anzeiger' vorübergehend abbestellt haben. Die Zeitung hat 250000 Auflage. Da die Schwester des Verlegers Coninx in Vaduz wohnt und periodisch zum Tee ins Schloss geladen wird, aber nicht mehr nach diesem Artikel, und sich ihr Bruder Otto, als Zeitungs-Fürst, betroffen fühlt (wie Max Frisch sagte: 'Damit hast du gleich drei Dynastien getroffen, Mann-Liechtenstein-Coninx'), wird der Schreibende wie ein rädiger Hund zum Teufel gejagt bzw. im Blatt, dem er fünf Jahre gedient hatte, öffentlich hingerichtet mit einer Notiz der Geschäftsleitung. Der Artikel über den Fürsten v.L. im 'Tages-Anzeiger' hatte den ‚Tages-Anzeiger‘ als Fürstentum entlarvt.

Den Redaktoren, die den Artikel unredigiert ins Blatt genommen haben, passiert nichts. Arthur Meyer ist heute Korrespondent des TA in Wien, Lienhard in Washington, Tschäni in Ehren pensioniert, Thalmann im Inland.

Vom Schreibenden erwartet heute der 'Tages-Anzeiger', dass er sich dem 'Tages-Anzeiger' gegenüber, wo er immer noch Schreibverbot hat, ruhig und besonnen verhalte.“ (Meienberg 2000b: 13)

- Staat

„Hagenwil-les-deux-Eglises“

„Es gibt keine einzige Eintragung in dieser Fiche, die auf verfassungsfeindliche Tendenzen meinerseits hinweist. Alles betrifft zum Beispiel öffentliche Vorträge, Zeitungsartikel, Bücher, Radiosendungen. Alles ist eigentlich abgeseignet durch den Artikel Pressefreiheit in der Verfassung. Darum find ich das Ganze doch störend und verwerflich, vor allem auch in finanzieller Hinsicht. Wenn man bedenkt, was für ein Apparat da eingesetzt wird. Es hat aber für mich keine direkten Folgen gehabt, also ich steh in keinem Anstellungsverhältnis irgendwo zu einer Behörde.“ (Renoldner 2003: 53)

„Ich bin von verschiedenen Leuten als Dissident bezeichnet worden. Davon ist natürlich keine Rede. Wenn man sich vorstellt, was ein wirklicher Dissident war. In der Tschechoslowakei war Havel ein Dissident, in der Sowjetunion Solschenizyn und andere. Die Leute konnten nur im Land bleiben, wenn sie einen handwerklichen Beruf ausübten, wie der Havel, oder wenn sie eingesperrt waren. Das war bei mir nie der Fall, auch in den schlimmsten Zeiten nicht. Ich konnte immer irgendwo doch wieder schreiben, oder ich konnte auch Filme machen, ich konnte beim Radio arbeiten, es gab immer wieder irgendwo eine Möglichkeit.“ (Renoldner 2003: 29f.)

7.1.2 Werthaltungen

- Politische Werte

„1798 – Vorschläge für ein Jubiläum“

„Zweiter Vorschlag: diese Zeit bildlich vergegenwärtigen und literarisch zurückholen. 1798 figuriert in den meisten Köpfen und manchen Schullesebüchern noch als 'Untergang der alten Eidgenossenschaft', als ‚Franzoseninvasion‘, bestenfalls als ‚Übergang und Erneuerung‘ oder ‚Ende des Ancien Régime‘? (François de Capitani). Man liest wenig von einer ‚Ankunft der bürgerlichen Freiheiten‘ oder vom ‚Beginn der demokratischen Praxis‘, von der ‚Einführung der Menschenrechte‘. Damit ist nicht gemeint, dass die Epoche idealisiert und die Franzosen als reine Glücksbringer dargestellt werden sollten. Aber immerhin haben sie das Landvolk befreit, die Feudallaste und die ständische Ordnung abgeschafft, Rede-, Niederlassungs-, Presse- und Versammlungsfreiheit in einer ersten Phase eingeführt; und die Reparationszahlungen für den Krieg (durch Dekret vom 8. April 1798) den weiland herrschenden Familien, und nicht dem ganzen Volk, aufgebürdet.“ (Meienberg 2000a: 301)

„Sprechstunde bei Dr. Hansweh Kopp“

„Wie hätte die Justizaufsichtskommission wohl entschieden, wenn ein linker Anwalt, Rambert zum Beispiel, der Missliebiger, auch nur eine Peitschung vorgenommen hätte? Die Anzeige wäre sofort erfolgt, die Untersuchung hätte nicht erst ein Jahr nach der Anzeige eingesetzt, die Strafe wäre definitiv gewesen: Entzug des Patents, lebenslänglich. Und wie hätte die Presse reagiert? Als Rambert seinerzeit von staatlichen Organen, ohne den kleinsten Beweis, der Waffenhaltung und Begünstigung bezichtigt wurde, hat der TAGES-ANZEIGER diesen staatlichen Verdacht ohne die geringste Eigenrecherche gross auf die erste Seite geknallt. Bei Kopp hingegen, wo die Beweislage viel klarer ist, was z.B. ihre öffentlichen Vorgaukelungen und Gedächtnisschwächen betrifft, wird samtpfotig um den Brei herumgeredet.“ (Meienberg 2000b: 46)

7.1.3 Arbeitsweise

- Motivation

„Hagenwil-les-deux-Eglises“

„Wieviel Kraft brauch ich, um so eine Reportage zu machen? Oder eben eine Karriere zu konterfeien? Verglichen mit der Kraft, welche eine Arbeiterin in der Villiger-Tabakfabrik jeden Tag braucht, um da ein bisschen Geld zu verdienen?“

Ich meine, da ist sehr viel Neugierde dabei, sehr viel Lust am Aufspüren von Widersprüchen. Ich hab einen abwechslungsreichen Beruf, ich seh das überhaupt nicht in Form oder unter der Etikette der Kraftanwendung. Es ist für mich ein Metier, das ich gern betreibe und das öffentlich betrieben wird, öffentlich nachprüfbar ist. Ich glaube, es würde sehr viel mehr Kraft brauchen, wenn ich meinen Impetus unterdrücken oder abstellen würde oder mich auf so auf eine rein literarische Position zurückziehen müsste.“ (Renoldner 2003: 7f.)

- Recherche

„Vorwärts zur gedächtnisfreien Gesellschaft“

„In der Schweiz gilt das Normale als frech, das Gesunde als krank, das Wissenschaftliche als Pest. Neugierde hat ein Schwefelgerüchlein, und die untertänigste Liebedienerei und Stümperei in Sachen Geschichtsschreibung wird vom Nationalfonds gesponsort. Familie Wille stellt in Feldmeilen öffentliche ihre Familienerbstücke aus, unter anderem ein Buch, welches

die Briefe des Generals an seine Frau enthält - einer geht hin, kopiert ganz legal, in Anwesenheit einer Aufsichtsperson, von minimaler Neugierde getrieben einen Teil der Briefe - - - 'gehörige Portion Frechheit', schreibt Karl Lüond im 'Sonntagsblatt', und 'literarische Freibeuterei', meint Herr Cattani in der NZZ. Ach nein! Nur eine verspätete, längst überfällige Quellenerschliessung (ohne Quellen keine Wissenschaft), völlig ohne Wallraff-Methoden.“ (Meienberg 2000a: 284)

„You are now entering Benjamin Franklin Village“

„Ich möchte herausfinden, wie das tägliche Leben der Soldaten schmeckt und riecht, was sie den ganzen Tag treiben. Kann man sie bei der Arbeit sehen? Beim Exerzieren (unangemeldet)? Die Panzer bei Routinefahrten? Die Helikopter? Lehninger weiss nicht, ob das möglich ist, dazu müsse die Erlaubnis des Einheitskommandanten eingeholt (any time, any task) und auch das Oberkommando der United States Army Europe, abgekürzt (USAREUR), müsse gefragt werden...

Kann man eine Kaserne ohne Voranmeldung und ohne Eskorten besichtigen? Die Kantinen? Vielleicht.

Darf man eine Soldatin, eventuelle eine Offizierin, beim Exerzieren beobachten? Und was tun die Angehörigen? Lehninger zögert. Vieles sei geheim in der Armee; classified.

Kann man das Militärgefängnis von innen besichtigen? In Mannheim steht das Militärgefängnis für alle amerikanischen Truppen in Europa, mit 300 Plätzen (1970 war dort eine Revolte, sieben Mann in der Einzelzelle, 'sie behandeln die farbigen Gefangenen wie Tiere', stand im 'Tageblatt').

Nein, das ist nicht zugänglich, man darf auch nicht mit dem Gefängnisdirektor reden oder mit dem Gefängnisgeistlichen. Off limits, heisst der Fachausdruck.

Kann man die amerikanische Kriminalpolizei besuchen, abgekürzt CID? Und die tägliche Arbeit der Militärpolizei erleben?

Es sei doch viel einfacher, wenn ich ihm Fragen stellen würde, er könne alles ausschöpfend beantworten, sagt, Lehninger und warum es nötig sei, alles in Augenschein zu nehmen? Der einzelne Soldat resp. Soldatin sehe alles immer nur aus einem engen Blickwinkel und könne mir keine Übersicht bieten. Er hingegen habe naturgemäss die Übersicht. Der Journalist müsse stets das grosse Ganze im Auge behalten, und wenn man einfach verschiedene enge Blickwinkel (narrow angels) aneinanderreihe, entstehe kein objektiver Bericht. Damit bin ich einverstanden, möchte auch den weiten Blickwinkel der Offiziere kennenlernen (wide angle).“ (Meienberg 2000b: 324f.)

- Methode

„Quellen und wie man sie zum Sprudeln bringt“

„Ein tendenziöser Film braucht keineswegs ein schlechter Film zu sein.' Ich finde es - wenn ich an die Reaktion bürgerlich-konservativer Kreise denke - sehr bemerkenswert, wenn ein Historiker vom Rang Bonjours eine solche Feststellung macht. Bemerkenswert ist allerdings auch das hier deutlich werdende Verständnis von 'Tendenz'. Jeder Historiker - auch einer, der das Volk reden lässt - hat bekanntlich eine Welt-Anschauung, eine politische Farbe, welche abfärbt auf seine Produktion, eine Tendenz. Aber die Produktion kann umgekehrt auch die politische Farbe verändern.“

Meienberg 2000a: 198

„Hagenwil-les-deux-Eglises“

„Ich glaube nicht, dass da ein Widerspruch besteht zwischen einer wissenschaftlichen Methode und dem, was ich betreibe. Ich gehe ja immer auf die Quellen zurück und auf Originalzitate, auf möglichst dichte Beschreibungen eines bestimmten Zustandes. [...] Aber die Methoden, die ich brauche, die hab ich zum Teil der Uni zu verdanken, also vor allem meinen Aufhalten in Frankreich und Amerika, den verschiedenen Universitäten. Als Beispiel: die konsequente Erfassung aller Quellen, mündlicher und schriftlicher Quellen, und die Quellenkritik.“ (Renoldner 2003: 8)

„Quellen und wie man sie zum Sprudeln bringt“

„Auch der Soldat Lamprecht, welcher vor unserer Kamera sich erinnert und diese Erinnerung aufarbeitet; der am Tatort Auskunft gibt über das Ereignis und ausserdem kein politisches Interesse am Frisieren von Tatsachen hat (er ist kein Prominenter, kein Politiker, der seine Worte abwägen muss): Die Erschiessung hat sich seinem Gedächtnis eingebrannt, lag dann tiefgekühlt jahrzehntelang auf dem Grund seiner Erinnerung und taut jetzt vor der Kamera auf: Sie ist frisch und präzise, sie hat ihn geprägt. Sie lässt sich ausserdem kontrollieren und vergleichen mit anderen mündlichen Zeugnissen. Von den Eindrücken der Soldaten steht nichts in den Akten, denn über die Akten verfügen Offiziere, nicht Soldaten. Die Schriftgelehrten beherrschen das Schriftliche, und ein Historiker der die schriftlichen Quellen fetischisiert (was man von Bonjour nicht sagen kann) und zur einzigen Auskunft erhebt, schreibt bald automatisch eine Geschichte der Herrschenden, und die wird bei und im Handkehrum zur herrschenden Geschichte (auch 'objektive Geschichte' genannt).“ (Meienberg 2000a: 196f.)

„Der Intellektuelle hat bei dieser 'Schreibung' nicht mehr die Funktion des allmächtigen, einsamen Interpreten und Schreibtisch-Strategen, er spürt nur die Leute auf, die sich genau erinnern, und überlässt ihnen das Wort. Er ist eine Art von Mikrophon, funktioniert vor allem als Zuhörer, wie der Psycho-Analytiker. Durch geduldiges Zuhören bringt er die widerborstige Wahrheit an den Tag. natürlich montiert er die verstreuten Aussagen schlussendlich zu einem Ganzen. Aber wenn diese subjektive Montage im Widerspruch steht zur Drundströmung der objektiv geäusserten Meinungen, dann blamiert er sich selbst vor dem Leser (oder Zuschauer).“ (Meienberg 2000a: 198)

„Vorschlag zur Unversöhnlichkeit“

„Klassenkampf findet für mich in der Sprache statt, aber das Wort 'Klassenkampf' würde ich ungern brauchen. Versuchen die Sprache wieder zurückzuerobern, die verwaltet wird von Leuten, die nichts mit uns zu tun haben, die offensichtlich schädlich sind für uns. Diese Anstrengung findet bei jedem Adjektiv statt, beim Rhythmus eines Satzes, den du anders machst als die Reklamesprache oder die abgenutzte Zeitungssprache. Oder hochgestochen ausgedrückt, wie die Strukturalisten sagen: Im ‚Signifiant‘, nicht nur im ‚Signifié‘ findet Klassenkampf statt. Wenn man Klassenkampf machen will und hat zwar die richtigen Ansichten, aber in der Sprache findet nicht statt, dann votiere ich im Zweifelsfall für Proust gegen Wallraff.“ (WoZ 1984: 60. Zit. nach Stillhard 1992: 26)

7.2 Interviews

7.2.1 Marianne Fehr

Interview mit Marianne Fehr, 2. August 2006, Bahnhofsbuffet, Zürich

Zürcher Hochschule Winterthur ZHW

Institut für Angewandte Medienwissenschaft IAM

David Herrmann: Wie kamen Sie zum Journalismus?

Marianne Fehr: Ich wuchs auf dem Land im Toggenburg zu einer Zeit auf, in der Mädchen nicht weitergebildet wurden. Ich konnte mich aber durchsetzen und ging auf die Kantonsschule, wo ich das Handelsdiplom erwarb. Aber schon während meiner Ausbildung wurde mir aber klar, dass ich nicht als Sekretärin auf einem Büro arbeiten will. Im Deutsch war ich gut und ich interessierte mich für Politik, deshalb dachte ich, Journalismus könnte ein Beruf für mich sein. Nach meinem Diplom machte ich für ein Jahr eine Stage bei „Die Ostschweiz“, einer St. Galler Zeitung, die es heute aber nicht mehr gibt. Von Modeschauen bis zu Einweihungen von Kläranlagen reichten meine Themen. Ich konnte dann bald auch Filmkritiken schreiben. Nach dieser Stage war für mich klar, dass ich gerne weiter als Journalistin arbeiten wollte. An der Universität Fribourg konnte man damals eine Art Studium absolvieren, aber ohne Liz, was ich dann auch tat. Zwischendurch machte ich immer wieder Ferienvertretungen bei der Ostschweiz und bei den Freiburger Nachrichten beendete ich von 20 bis 23 Uhr die letzte Seite, um meinen Unterhalt zu verdienen.

D.H.: Sie sagten Sie merkten bald, dass Ihnen Deutsch und Politik liegen. Was war abgesehen von der Politik und vom Deutsch Ihre Motivation für den Journalismus?

M.F.: Ich kann natürlich nicht verhehlen, dass man damals in den siebziger Jahren das Ziel vor Augen hatte, plump gesagt, die Welt zu verbessern. Man wollte Einfluss nehmen. Das war zu einer Zeit, zu der es Schreibverbote für gewisse Journalisten gab, häufig von Inserenten aus kommend. Man war einem linkskritischen Milieu zugehörig. Nach diesem Studium in Fribourg ging ich zu dem Studentenblatt „Konzept“, aus dem später die Wochenzeitung entstand, das mich als Projekt sehr interessierte. Als in den achtziger Jahren diese Unruhen waren, brachte man das Konzept statt monatlich wöchentlich heraus, weil man schneller reagieren wollte und schneller auf Aktualitäten Einfluss nehmen wollte. Die Kommentare anderer Zeitungen zu dieser Bewegung waren einstimmig: „Das ist des Teufels“, wovon sich unsere Meinung natürlich unterschied.

D.H.: Dann entstand Ihre Motivation aus einer politischen Bewegung heraus?

M.F.: Das war ein Teil. Aber am Anfang stand meine Begeisterung für diesen Beruf, es war etwas, das ich gerne machte und das mir gefiel.

D.H.: Hat sich diese ursprüngliche Motivation über die Jahre hinweg verändert?

M.F.: Die Motivation schleift sich natürlich ab. Es spielt auch eine Rolle wo man arbeitet. Ich schreibe immer noch gerne, aber dieses Politische rückte eher in den Hintergrund. Lange Zeit wollte ich Filmkritiken schreiben, irgendwann aber kam ich dann ins Gesellschafts-Ressort, wo es mir sehr gefällt, vor allem die breite Auswahl an Themen.

D.H.: Wie selektieren Sie die Themen innerhalb dieses Bereiches Gesellschaft, wie gehen Sie da vor?

M.F.: Ich arbeite auf einer Redaktion und es ist ein kleines Grüppchen, das den Themenbereich Gesellschaft abdeckt. Zum Teil bringt man eigene Vorschläge. Meistens aber gibt es Sitzungen, wo man versucht, einen Mix aus eher leichteren Themen mit schwereren herzustellen. Ich habe zum Beispiel wöchentlich eine Gerichtskolumne, das mache ich sehr gerne. Am liebsten schreibe ich Texte, mit denen man durch eine Fragestellung an die Menschen herankommt, seien das Straftäter, Übergewichtige oder wie die Lehrer mit ihren Schülern umgehen. Bei der Auswahl der Themen ist es immer wichtig, dass es nicht schon hundert Mal durchgekaut wurde, sondern dass man originelle Themen hat, die auch gelesen werden.

D.H.: Wie ich das verstanden habe, versuchen Sie mit Ihren Themen, an die Menschen heranzukommen, sie also eher zu porträtieren und ihnen eine Plattform zu geben, und weniger mit einem festen Konzept und Vorstellungen zu arbeiten.

M.F.: Das können Portraits sein, dann muss es an der Person etwas geben, das ich interessant finde, mich furchtbar aufregt oder die Person muss etwas repräsentieren. Ich gehe aber auch von grösseren Fragestellungen aus, wie zum Beispiel: Wie leben die Dicken, wie erleben sie ihr Dicksein. Dann sucht man Menschen dazu und spricht mit ihnen.

Heute ist der Thesenjournalismus sehr verbreitet. Man stellt eine These auf und mit dieser geht man dann an eine Sache heran. Das mache ich eher weniger. Ich habe ein Thema und lasse mich durch das Erzählte der Menschen leiten. So entsteht im Text eine Vielfalt von Meinungen. Auf das Beispiel der Übergewichtigen übertragen, heisst das konkret: Es gibt durchaus Menschen, die sich wohl fühlen wie sie sind, aber auch das Gegenteil. Ich sehe mich ein bisschen als Transportmittel für Themen und das Gesagte der Leute.

D.H.: Was ist Ihre Intention dahinter? Die Dinge aufzuzeigen, zu kommentieren, zu kritisieren?

M.F.: Es ist von Allem. Man muss halt ab und zu ein Thema bringen und dazu etwas schreiben. Dabei wählt man natürlich Themen, die einem eher liegen. Politik im engeren Sinne, Parteipolitik, interessiert mich zum Beispiel überhaupt nicht. Aber ein Portrait schreiben über einen Politiker, der auffällt, im negativen oder positiven Sinne, ist schon eher wieder mein Ding. Was sehr angesagt ist und sich auch immer gut verkauft sind die Gender-Themen. Gestützt auf eine Statistik, wonach immer mehr Männer eine ausländische Frau heiraten, schrieb zum Beispiel eine Kollegin einen Artikel. Nach Recherchen und Gesprächen kam sie zum Resultat, dass Schweizer Frauen zu kompliziert und zu emanzipiert sind für diese Männer. Dies zeigt gesellschaftlich etwas auf.

D.H.: Ist dieses Aufzeigen in Ihren Augen eine zentrale Aufgabe des Journalismus, speziell des Magazin-Journalismus?

M.F.: Ja, ich denke schon. Ein anderer Bereich neben dem Gesellschaftsressort wären Recherchen im wirtschaftlichen Umfeld, wenn man merkt: Hier läuft etwas nicht richtig. Ich sehe den Journalismus als eine Art vierte Gewalt mit einer Kontrollfunktion. Dies ist aber weniger mein Tätigkeitsbereich.

D.H.: Nochmals zurück zur Themenauswahl: Inwiefern spielen ihre persönlichen Wertvorstellungen dabei eine Rolle? Sie sagten, sie wählten etwas, das Ihnen liege. Was wären das für Themen?

M.F.: Das ist ein relativ breit gefächertes Bereich. Am ehesten Portraits oder Reportagen. Ich mag es, wenn ich etwas anschauen kann oder etwas höre. Kommentare zum Beispiel schreibe ich nicht so gerne und habe deshalb auch schon seit Jahren keinen Kommentar mehr geschrieben. Die eigene Neugierde ist immer eine Triebkraft für mein Schreiben.

D.H.: Im Tagesjournalismus ist man eingeschränkter und muss sich auf Tagesaktualitäten beziehen. Sind sie deshalb auch eher im Wochenzeitungsjournalismus tätig?

M.F.: Ja, das ergab sich aus meiner Geschichte so. Bei der WoZ schlug ich vor, eine Doppelseite mit dem Namen Panorama zu gestalten, auf der unpolitische Themen Platz hatten, also Reportagen und Portraits. Aber ich habe mich nicht bewusst für diesen Bereich, in dem ich nun bin, entschieden, sondern bin hineingewachsen.

D.H.: Welche Faktoren des journalistischen Umfeldes wie Wirtschaft, Politik und die Gesellschaft fließen am stärksten in Ihre tägliche Arbeit ein?

M.F.: In den letzten Jahren wird das Verkaufsargument immer stärker betont, gerade im Magazinjournalismus. Jede Zeitung achtet darauf, dass sie Themen bringt, die interessieren und gekauft werden. Die Leute lesen gerne einen politischen Primeur, Geschichten über Paare, Männer, Frauen.

D.H.: Und Sie zielen in Ihrem Schreiben mit Absicht in diese Richtung?

M.F.: Ja, das ist so. Im Gegensatz zu den siebziger, achtziger Jahren muss man heute sehr gute Argumente haben, um zum Beispiel einen Artikel über einen völlig abgestürzten Drogensüchtigen veröffentlichen zu können. Die Leser kennen dieses Thema, es wurde schon zu oft gebracht – es ist ausgelutscht. Wenn man dann ein viel versprechendes Thema gefunden hat, ist es aber manchmal auch schwierig an Menschen heranzukommen, die dazu etwas zu sagen haben. Beispiel Hooligans: es ist bestimmt nicht leicht solche Personen zu finden und sie auch noch dazu zu überreden, mir ihre Geschichte zu erzählen.

D.H.: Also spielt die Verfügbarkeit von Interviewpartner oder Informationenbeschaffung auch eine Rolle bei der Auswahl der Themen?

M.F.: Ja, viele Themen sterben deswegen. Ein Thema, das ich gerne mal bringen würde sind die Rabenmütter. Aber eine Frau zu finden, die von sich selbst behauptet, sie sei eine Rabenmutter, ist praktisch unmöglich.

D.H.: Wie stark kämpfen Sie mit der Redaktion für ein Thema, von dem man im Vorhinein annimmt, dass es sich nicht gut verkaufen wird?

M.F.: Ich kämpfe eigentlich nicht. Wir sind ein kleines Grüppchen, das die Themen bespricht. Und wenn die Anderen finden es sei langweilig, dann ist es für mich okay, solange ich noch nicht mit der Arbeit begonnen habe. Meistens ist man sich sowieso einig, denn man kennt sich. Vor einem

Jahr wollte ich einen Artikel über Frauen über fünfzig schreiben, keine Hymne, wie toll es ist älter zu werden, darüber gibt es ja schon unzählige Bücher, sondern das Gegenteil. Ich wollte aufzeigen, wie viele Nachteile man als Frau über fünfzig hat. Meine Redaktionskollegen rümpften die Nase, meinten, das Thema sei nicht „sexy“, aber ich zog es durch und schrieb den Artikel. Niemand wollte es lesen, und sie rümpften noch immer die Nase. Der Blattmacher las dann den Text und war begeistert. Er brachte ihn sogar als Titelgeschichte. Schlussendlich verkaufte sich dieses Heft ziemlich gut; vor allem aber hatte der Artikel ein riesiges Echo: ich bekam etwa 200 Leserbriefe von erbosten Fünfzigjährigen. Das Thema war doch sexy. So kann man sich täuschen.

D.H.: Wie wichtig sind Ihnen Leserbriefe und Reaktionen auf Ihre Artikel?

M.F.: Eigentlich nicht so wichtig, es ist mir relativ egal.

D.H.: Haben Sie vielleicht während dem Schreiben den Leser im Kopf?

M.F.: Nein. Ich versuche während dem Schreiben vor allem den Leuten, mit denen ich gesprochen habe, gerecht zu werden. Heutzutage neigt man vermehrt dazu, Tatsachen überspitzt wiederzugeben und Dinge wegzulassen, ich versuche das zu vermeiden. Natürlich kann man nicht schreiben, dass etwas sowohl gut als auch schlecht ist, so etwas will kein Mensch lesen. Aber ich will nichts verfälschen und versuche nicht zu übertreiben.

D.H.: Kommt schlussendlich ein Grundtenor in Ihren Texten durch?

M.F.: Ja, man sollte den Schreiber schon etwas hindurchspüren und merken wo er durchgeht.

D.H.: Entsteht das abschliessende Bild, das beim Leser haften bleiben soll, während dem Schreiben?

M.F.: Bei mir schon. Aber da ist jeder anders. Es gibt viele, die von Anfang an, noch vor dem Recherchieren, wissen, in welche Richtung sie schreiben wollen, bei Anderen geschieht dies während der Recherche. Ich aber möchte von einem möglichst breiten Spektrum ausgehen. Wenn ich mit jemandem ein Gespräch führe, nehme ich es auf Tonband auf und tippe zu Hause alles ab, weil ich denke, das könnte ich später vielleicht noch verwenden, obwohl ich zu dieser Zeit schon eine bestimmte Sicht habe. Dies ist meine Arbeitsweise. Ich konstruiere eigentlich alles während dem Schreiben.

D.H.: Was denken Sie über Ihre Rolle als Journalistin in der Gesellschaft?

M.F.: Ich denke, man sollte die eigene Rolle nicht überbewerten. Denn der Journalist muss vor allem unterhalten. Niemandem geht es besser oder schlechter, wenn er einen Artikel von mir liest. Es sollte einem bewusst sein, dass eine Zeitung zwei, drei Tage herumliegt und man sie dann wegwirft. Klar gibt es auch Artikel, die historisch etwas bewirkten, aber dies ist in meinem Bereich nicht der Fall. Nach all den Jahren als Journalistin fällt mir spontan nur ein Artikel ein, von dem man behaupten könnte, er hätte etwas bewirkt. Es ging um eine adoptierte Frau, die als 16jähriges Mädchen zur Abtreibung und zur Sterilisation gezwungen wurde. Als 40jährige Frau wollte sie dieses für sie traumatische Erlebnis thematisieren und man grub zum Teil haarsträubende Gerichtsakten aus. Die Re-

cherche zu diesem Text war sehr aufwändig, bis ich Einsicht in alle Gerichtakten und Adoptionsberichte hatte. Ich glaube, dass dieser Artikel für die Frau etwas bewirkt hat, sowie auch gesellschaftlich. Und das finde ich sinnvoll, aber ob ich nun einen Artikel über 50jährige schreibe ist eigentlich egal. Es ist halt Tatsache, dass ein Magazin einen guten unterhaltsamen Mix ergeben muss, der schlussendlich für die Verkaufszahlen verantwortlich ist.

D.H.: Und fühlen Sie sich in dieser Rolle als Unterhalterin wohl?

M.F.: Manchmal etwas mehr und manchmal etwas weniger wohl, aber grundsätzlich schon. Es gibt dann natürlich Diskussionen, wenn zum Beispiel eine Zeitung die Richtung ändert. Schnell hat man das Gefühl, nur noch Beigemüse zu sein für etwas anderes.

D.H.: Denken Sie dabei konkret an die Weltwoche unter Roger Köppel?

M.F.: Ja, aber auch allgemein an die Veränderungen, die diese Zeitung durchgemacht hat. Früher war es ein Blatt für linksliberale Leser, die dann aber zunehmend abgesprungen sind.

D.H.: Wäre linksliberal auch die Richtung, in die Sie gehen möchten?

M.F.: Ja. Als ich bei der Weltwoche anfang, war es noch ein linksliberales Blatt. Das hat sich dann aber geändert und ich ging. Sobald Köppel wieder weg war, kehrte ich zurück. Aber in diesem Fall ist es klar: Das Geld bestimmt, in welche Richtung die Zeitung gehen soll.

D.H.: Wie wurde auf Ihr Wiederkommen in die Redaktion reagiert nach der Ära Köppel? Ich stelle mir das nicht einfach vor, in eine Redaktion zu kommen, die sich nach rechts verschoben hat.

M.F.: Simon Heusser, der Nachfolger von Roger Köppel, war ein Kandidat der Redaktion. Als ich zurückkehrte hofften alle, dass wieder verschiedene Meinungen nebeneinander co-existieren können, was Heusser auch zu realisieren versuchte. Aber nach einem Jahr wollte man ihn nicht mehr.

D.H.: Ist hier eben auch dieser wirtschaftliche Aspekt, den Sie vorhin angetönt haben, zu spüren?

M.F.: Gut, gross rentiert hat die *Weltwoche* auch damals unter Köppel nicht. Man hat aber das Gefühl, diese Richtung sei zukunftsträchtig, weil es alles andere in der Schweiz schon gebe und nur noch eine Zeitung mit dieser Ausrichtung fehle. Wenn Köppel jetzt wieder kommt, muss man sich neu ausrichten und schauen, wohin man möchte.

D.H.: Jetzt wieder weg von der Weltwoche...

M.F.: Ja, das steht im Moment zur Diskussion.

D.H.: Welche Rolle spielt die Sprache in Ihren Texten? Haben Sie immer mehr oder weniger die gleiche Tonalität oder ändern Sie den Stil je nach Thema?

M.F.: Ich denke, jeder hat nur eine beschränkte Bandbreite verschiedener Tonalitäten. Aber grundsätzlich versuche ich schon meine Sprache dem Thema anzupassen. Da variere ich von sachlichem Schreiben zackzackzack, zu interpretierendem oder pointiertem, über barockes Schreiben, das hängt vom Inhalt des Textes ab.

D.H.: Bei Ihren Gerichtskolumnen fällt auf, dass Sie dort je nach Thema verschiedene Sprachbilder benutzen, das äussert sich dort wahrscheinlich am stärksten.

M.F.: Bei den Kolumnen hat man sehr wenig Platz zur Verfügung, weshalb man relativ einfache Fälle auswählen muss. Alle Zeitungen bringen Gerichtsberichterstattungen, aber oftmals sind die sehr juristisch und das interessiert die Leser nicht. Ich möchte den Lesern eine Idee der Personen vermitteln. Das können auch Menschen aus ganz banalen und unspektakulären Fällen sein. Manchmal ist eine Geschichte aber auch wahnsinnig lustig oder dann gibt's auch sehr traurige. Wenn ich über einen Mord schreibe, benutze ich natürlich einen anderen Ton, als wenn es um eine läppische Drohung geht. Im Vorfeld der Schreibarbeiten zu Meienbergs Biographie dachte ich sehr lange über die Wahl der Sprache nach. Schlussendlich schien es mir am besten, einen sachlich nüchternen Ton zu wählen, weil alles andere anbiedernd gewirkt hätte. Seine Zeilen und Passagen sollten blühen, meine Meinung war unwichtig und sie sollte deshalb nur unterschwellig vorkommen.

D.H.: Denken Sie, dass Meienberg den Schweizer Journalismus mit seiner Art beeinflusste und entscheidend veränderte?

M.F.: Ja, das glaube ich. Als ich ihn kennen lernte war ich zwanzig Jahre alt. Es war damals ein ungeschriebenes Gesetz sachlich und objektiv zu schreiben. Meienberg mischte dieses Gesetz vollkommen auf und das hat mich sehr beeindruckt. Seine Texte haben dann auch meine Entscheidung für den Journalismus bestärkt. Sein frecher, von Helvetismen geprägter Stil waren völlig neu. Meienberg hatte zu dieser Zeit mit dem Magazin ein gutes Umfeld, das ihm die Freiheit liess, selbst Themen einzubringen. Zum Beispiel Foucault. Kein Mensch sagte: Nein, das interessiert niemanden, niemand kennt Foucault. Er machte es einfach. Oder auch eine Jo Siffert-Reportage hätte damals niemand so gemacht. Man hätte mit dem Manager gesprochen und mit Siffert einen Termin vereinbart und das wäre es dann gewesen. Aber Meienberg brachte ein Seitenbild von Fribourg mit hinein und weitete alles aus. Viele versuchten ihn nachzuahmen, indem sie schweizerdeutsche Worte benutzten, und man traute sich auch frecher zu sein.

D.H.: Traf das auch auf Sie zu?

M.F.: Bei der WoZ durfte man sowieso frech sein.

D.H.: Also hat Meienberg Sie in Bezug auf die Sprache und auf das Frechsein beeinflusst.

M.F.: Ja, insofern, als dass er die Phantasie angeregt hat. Man konnte dann aus der eigenen Sprachphantasie schöpfen und überlegte sich eher: Soll ich jetzt wirklich einen so langweiligen Satz schreiben oder fällt mir noch etwas Besseres ein? Häufig stellte er Gegensätze einander gegenüber, zum Beispiel ein reiches Milieu im Gegensatz zu einem armen Milieu, was dann eine viel stärkere Wirkung hat, als wenn man einen Artikel lang über ein armes Milieu lamentiert. Diese Konfrontation oder auch das Einbringen von sich selbst, wurde vermehrt benutzt.

D.H.: Hat das Ihr Bild vom Journalismus verändert und Sie nochmals bestärkt?

M.F.: Ja, der Journalismus wurde viel vielfältiger, als ich ihn zuvor bei der Ostschweiz erlebt hatte. Man konnte mehr eigene Erlebnisse aufnehmen. Mit Meienberg sass man in einem Café und er schwatzte mit den Leuten am Nebentisch, hörte sich um und am Ende hatte er einen kleinen Artikel. Dadurch war er einzigartig. Er ging immer auf die Menschen zu und hatte überhaupt keine Hemmungen. Ich hingegen bin viel weniger offensiv und traue mich nicht so auf die Leute zuzugehen.

D.H.: Denken Sie Meienberg hat Sie beeinflusst, weil sie ihn kannten oder hätte er Sie auch über die Distanz beeinflusst?

M.F.: Ich kannte ihn ja bloss, weil er mich interessierte. Ich las Texte von ihm, mit dem Kennen hat das nichts zu tun. Von seinem ersten Buch war ich hell begeistert.

D.H.: Wie haben Sie ihn kennen gelernt?

M.F.: In Fribourg war ich in einem Filmclub, mit dem wir einen Schweizer Fascho-Film zeigten. Er hiess „La peste rouge“ und war ein nazifreundliches Machwerk von einem Fribourger Alt-Bundesrat. Zu diesem Anlass luden wir Meienberg ein. Damals war ich ein junges Bibi und er war jungen Bibis nicht abgeneigt. So lernten wir uns im Nu kennen.

D.H.: Hat dann diese Bekanntschaft den Einfluss Meienbergs nochmals verstärkt?

M.F.: Nein, eher nicht. Wir sahen uns einfach ab und zu als ich in Zürich war und in der WoZ sowie so und wir kannten dieselben Leute. Ich wusste dann immer, wie die Artikel entstanden, weil er vorbeikam und seine Geschichten erzählte, um zu testen wie sie wirken. Der Artikel über Ernst S. war lange Zeit ein grosses Thema. Damals war ich sehr jung und er hat uns ein bisschen instrumentalisiert, indem er mir sagte, ich solle doch etwas in der Ostschweiz darüber bringen und schauen, wie weit ich gehen könne. Ich machte das dann natürlich gerne. Zumindest am Anfang schaute ich zu ihm auf und bewunderte ihn sehr. Erst mit dem Alter fand ich die Dinge nicht mehr so toll und es gab Streitigkeiten. Inwiefern er heute noch nachwirkt, weiss ich nicht. Die heutige Generation und die Jungen kennen ihn nicht mehr.

7.2.2 Markus Schneider

Interview mit Markus Schneider, 2. August 2006, im Garten hinter Schneiders Haus, Zürich.

David Herrmann: Wie führte Ihr Weg zum Journalismus?

Markus Schneider: Schon im Gymnasium wollte ich Journalist werden. Ich las damals viel Zeitung und interessierte mich für Geschichte. Aber im Geschichtsunterricht begriff ich die ökonomischen Themen nie. Beim Zeitung lesen merkte ich, dass es Inflation und diese Dinge gibt und das hat mich interessiert. Oder auch allgemein wirtschaftspolitische und soziale Fragen begannen mich zu interessieren und ich wollte das alles besser verstehen. Ich begann dann das Studium und hatte den Journalismus als Berufsziel immer im Hinterkopf. Im ersten Studienjahr besuchte ich einen Kurs für praktischen Journalismus, unter der Leitung von Manuel Isler, der damals bei der Basler Zeitung arbeitete. Durch ihn kam ich zur die Basler Zeitung, wo ich dann regelmässig schrieb. Zwei Abende

pro Woche war ich für den Lokaljournalismus unterwegs: Parteiversammlungen, Gemeindeversammlungen, Gerichtsverhandlungen, Lokales vor allem. Nach dem Studium wollten mich Professoren an Banken vermitteln, weil man dort mehr Geld verdient. Aber ich wollte immer Journalist werden. Ich kam dann zur Bilanz, Facts und zur Weltwoche. Ich habe in meinem Leben nie etwas anderes gemacht als schreiben.

D.H.: Was war oder ist immer noch Ihre Motivation für den Journalismus?

M.S: Es ist einfach ein schöner Beruf: man hat immer die totale Kontrolle über den Output, man kann immer nachschauen was man macht, man ist sehr produktiv. Man kann etwas bewirken und arbeitet nicht für den Papierkorb, sondern die Texte werden publiziert und ich kann sie nachher sehen. Einflussnehmen war nie mein Ziel, zum Denken anregen hingegen schon, aber nicht Einfluss nehmen im Sinne von politische Entscheide beeinflussen. Das ist mir eigentlich relativ egal.

D.H: Es ist Ihnen also egal, was aus Ihren Texten wird und wie es weitergeht?

M.S : Was daraus wird ist mir relativ egal, ja. Mich freut es natürlich schon, wenn Diskussionen entstehen und der Text aufgenommen wird, aber nicht im Sinne, dass es dann realpolitische Entscheide gibt. Insofern war ich nie ein politischer Journalist. Anders als vielleicht Meienberg und auch nachkommende Journalisten, wie zum Beispiel Roger Köppel, die immer mehr versuchen, sich in die Politik einzumischen. Das wollte ich nie.

D.H: Worum geht es Ihnen denn?

M.S: Eben, allenfalls darum, neue Diskussionen anzuregen und neue Gedanken ins Spiel zu bringen, damit man Dinge anders betrachten kann. Etwas hochgestochen gesagt: der intellektuelle Diskurs, ein Wettbewerb der Ideen.

D.H: Was meinen Sie mit Wettbewerb der Ideen?

M.S: Dass es für jede Idee wieder eine bessere Idee gibt. Wenn ich zum Beispiel über die Flat-Tax schreibe, dann mache ich das mal, und verteidige es ein wenig. Aber mir persönlich geht es nicht besser, ob die Flat-Tax jetzt eingeführt wird oder nicht, es ist mir eigentlich relativ egal. So verblüffe ich die Leute immer wieder, denn sie meinen, ich wolle da für Flat-Tax kämpfen, aber das will ich nicht. Ich kann zwar Argumente und Gedanken in die Argumentation einbringen, aber die konkrete, politische Umsetzung interessiert mich wenig. Ich bin auch nie 100 Prozent überzeugt von den Themen, über die ich schreibe. Ich zweifle alles an, ob mir jemand etwas erzählt oder ob ich über ein Thema schreibe. Ich kann mir auch widersprechen innert nützlicher Frist. Das macht mir keine Probleme, denn nichts ist endgültig und vor allem ist es nicht verboten gescheiter zu werden.

D.H: Aber gibt es trotzdem einen Grundtenor in Ihren Texten?

M.S: Ja, klar. Vielleicht am ehesten liberal und trotzdem mit eine sozialer Rücksichtnahme. Kritisch den Staat gegenüber, aber ich sage jetzt nicht, dass es den Staat nicht braucht. Es braucht ihn

schon für gewisse Dinge, es braucht einen Ausgleich, Armutsbekämpfung. Man muss es einfach möglichst effektiv machen.

D.H: Innerhalb des Wirtschaftssystems dann?

M.S: Ja, möglichst wenig...

D.H: Möglichst wenig direkte Eingriffe?

M.S: Doch, schon direkt, aber weniger die indirekten Dinge, wo es zu viele Menschen betrifft. Zum Beispiel die ganzen Mittelstandsumverteilungen. Lieber einfach direkt zu den Armen. Wenn man dann den Kreis zu weit fasst, wird es schwierig, dann erreicht man auch die Umverteilungsziele nicht mehr. Ob der Sozialstaat heute noch überhaupt sozial ist, ist eine offene Frage. Unglaublich viel Geld läuft durch, aber es wirkt nicht unbedingt sozial.

D.H: Es wirkt nicht so wie es sollte.

M.S: Ja, und vieles läuft dann auch von Mittelstand zu Mittelstand und dort wird es dann schwierig und diffus Abschätzungen zu machen.

D.H: Es geht also in erster Linie darum, wirtschaftliche Prozesse zu beobachten?

M.S: Zu beobachten und Transparenz herzustellen. Mit einem analytischen und zum Teil scharfen Blick.

D.H: Und entsprechend auch scharfen Ton?

M.S: Je nach dem. Der Ton muss nicht scharf sein. Ich suche immer nach Formulierungen, die gerade noch stimmen, damit ich sie inhaltlich verantworten kann und die auch mit Fakten unterlegt sind, falls es keine Wertungen sind. Ich versuche einen solchen Ton zu finden, dass es gerade noch stimmt, das Thema aber auch in einer Sprache geschildert wird, die die Leute verstehen. Vieles was ich mache, ist eigentlich ein Übersetzungsdienst: Ich lese Bücher, Texte und Publikationen zu wirtschaftlichen Themen und probiere diese dann so zu übersetzen, zu vereinfachen, sodass es noch stimmt und es die Leute verstehen, indem ich andere Wörter brauche: Ich spreche deshalb nicht von Skalenerträgen oder Grenzkosten.

D.H: Sie sehen sich also in einer Vermittlerfunktion.

M.S: Ja.

D.H: Ist das in Ihren Augen auch die Hauptaufgabe im Journalismus, zu vermitteln?

M.S: Nein, nein. Das ist einfach meine Rolle im Journalismus. Ich schreibe ja eher analytische und kommentierende Texte, aber Journalismus ist mehr als das, da gibt es noch andere Genres. Für meine Texte versuche ich immer Fakten zu finden, um nicht nur stur Meinungen runterzurattern.

D.H: Dass Sie vor allem analytische, kommentierende Texte schreiben liegt wahrscheinlich auch am Format der Weltwoche.

M.S: Ja, da bin ich ja auch schon lange. Meine erste Phase bei der Weltwoche war von etwa 1988-1995 und jetzt wieder seit Köppel 2001 bis jetzt. Ich hatte verschiedene Rollen, war mal in der Redaktion und dann wieder Autor. Dazwischen habe ich auch noch für die Bilanz und fürs Facts gearbeitet. Beim Facts wars ziemlich ähnlich wie bei der Weltwoche, nur das Layout war anders.

D.H: Das heisst?

M.S: Die Artikel unterschieden sich inhaltlich nicht gross, bloss mehr Bilder, mehr Kasten und vielleicht war der Stil etwas aggressiver. Aber das kann auch daran gelegen haben, dass das Layout insgesamt aggressiver wirkt, weniger vornehm. Der Gestalter der Weltwoche sagt immer, er würde gerne mal Artikel vom Fact in die Weltwoche setzen und umgekehrt. Das hätte alles eine ganz andere Wirkung und viele würden das vielleicht nicht mal merken, weil – so gross sind die Unterschiede gar nicht. Das Layout hat einen extrem grossen Einfluss. Bei Meienberg jetzt weniger, weil seine Texte einfach einzigartig waren, aber bei vielen anderen Sachen ist es eben schon so.

D.H: Meienberg wehrte sich ja auch gegen den Magazinjournalismus. So sagt er über seine Zeit beim Stern, diese ganzen Bilder würden den Text verdrängen und der werde dann sekundär.

M.S: Ja genau. Das war beim Facts eben auch so. Da gab es immer diese By-Lines und diese Kasten. Man konnte im Text eigentlich schreiben was man wollte, sie nahmen es heraus, machten eine Kurzversion daraus und setzten Bilder dazu. So hat der Text keine Pointe mehr und er verliert natürlich. Wer das Facts durchblättert, hatte das Wichtigste immer schon verstanden, der Text musste gar nicht mehr gelesen werden. Das war das Rezept dieser Art Produkte wie dem Facts. Die Weltwoche ist nach dem Relaunch von Köppel genau das Gegenteil. Das hätte Meienberg wahrscheinlich noch gefallen, so rein äusserlich, vom Layout her. Sie ist auch textlastig, man kann Texte mit 30'000-40'000 Zeichen abliefern.

D.H.: Sie haben vorhin Ihre sozialliberale Seite angesprochen. Fliesst diese Einstellung in Ihre Texte mit ein?

M.S: Ja, wahrscheinlich schon. Das kommt ja aus einer Haltung heraus. Aber ich versuche die Floskel „aus liberaler Sicht“ zu vermeiden, das finde ich ziemlich peinlich. Ich führe die Argumente auf und stelle nicht die Herkunft der Argumente in den Vordergrund. Es ist dann ja immer noch klar, von welcher politischen Haltung aus man argumentiert. Der Leser ist nicht dumm, der merkt das, man muss ihm nicht immer noch sagen, wo man selber steht. Mir hat mal jemand gesagt, ich sei für die Linken ein Rechter sei und für die Rechten ein Linker, das hat mich gefreut. Ich bin für alle ein Gegner und in dieser Rolle fühle ich mich wohl.

D.H: Was erlaubt denn diese Rolle?

M.S: Da ich mich mit niemandem verbrüdere habe ich eine grosse Unabhängigkeit.

D.H: Unabhängig von den Mitspielern?

M.S.: Ja, oder auch unabhängig von den politischen Kräften, der realen Macht. Ja, von allem unabhängig.

D.H.: Was ist denn das Echo oder der Einfluss der Politik?

M.S.: Als ich zum Beispiel in Bern Bundeshauskorrespondent war, versuchte ich, mit möglichst wenigen Politikern per du zu sein. Deshalb ging ich auch nie an Anlässe, wo es Alkohol gab, weil ich genau wusste, dass man dort nachher alle duzt. Oder auch solche Sondersessionen im Tessin oder in Flims, das sind verheerende Veranstaltungen. Man rückt zu nahe zusammen, man lernt sich zu gut kennen. In meiner ersten Woche im Bundeshaus fiel eine Journalistin des Tagesanzeigers Peter Bodenmann um den Hals, um diesem zu gratulieren, als er im Wallis zum Regierungsrat gewählt wurde. Diese Nähe war für mich unglaublich und unvorstellbar. So etwas versuchte ich immer zu vermeiden. In den vier Jahren im Bundeshaus war ich dann vielleicht mit vier Leuten per du, manchmal lässt es sich nicht vermeiden.

D.H.: Sie versuchten eine formale Distanz zu wahren.

M.S.: Ja, weil ich weiss, wenn ich mit jemanden per du bin, schreibe ich anders über ihn. Wenn man per du ist entsteht einfach ein anderes Verhältnis, dann fraternisiert man sich.

D.H.: Ist dieses Vermeiden des Fraternisierens in der Wirtschaft dasselbe?

M.S.: Ja, in der Wirtschaft ist es natürlich auch wichtig. Ich war aber nie so in diesem sozialen Umfeld drin.

D.H.: Nun ganz generell: Was beeinflusst Ihre tägliche Arbeit am meisten? Sind das gesellschaftliche Bewegungen, politische Rahmenbedingungen, Regelungen oder sind es eher die Redaktion und Kollegen?

M.S.: Ich arbeite jetzt nicht mehr auf einer Redaktion. Die Anregungen für meine Texte bekomme ich durch den Medienkonsum, aber auch aus dem täglichen Leben. Eindrücke von der Strasse und Dinge, die mich beschäftigen, inspirieren mich. Seit meine Kinder zur Schule gehen, schreibe ich zum Beispiel eher über Schule, was ich früher nie tat. Bei meinem Buch „Weissbuch 2004“ gibt es so eine alltägliche Szene, die das grösste Echo auslöste. In einer einer Passage beschreibe ich, wie ich wegen einer Dachrenovation meines Hauses, also einer Luxusinvestition, steuertechnisch so weit nach unten fiel, dass ich sogar Krankenkassensubventionen erhielt. Das schrieb ich dann in der Ich-Form, die ich sonst eher vermeide. Wenn man das in der Ich-Form schreibt, wirkt das Geschriebene authentisch und leuchtet den Lesern ein. Für die Weltwoche habe ich kürzlich das erste Mal einen Artikel in der Ich-Form geschrieben, weil es nicht anders ging, es war eine Art Selbstversuch, den ich durchführte. In der Ich-Form gut zu schreiben, ist eine hohe Kunst. Sie gibt dem Autor aber gleichzeitig auch eine unnötig grosse Wichtigkeit. Wenn er aber nur eine Vermittlerrolle hat wirkt die Ich-Form eher schlecht.

D.H.: Inwiefern lassen Sie in Ihren Texten das Subjektive zu?

M.S.: Eher weniger, denn für die Themen, über die ich schreibe, ist das Subjektive nicht so wichtig. Ausser vielleicht bei dieser Flat-Tax-Geschichte. Dort musste ich mich in der Ich-Form verteidigen, weil ich angegriffen wurde, aber das geschah eher aus der Not heraus, nicht aus Überzeugung. Wenn ich subjektive Texte in der Ich-Form lese, habe ich oft das Gefühl, man könnte dieses Ich sehr gut weg-redigieren, ohne dass der Text dadurch schlechter würde.

D.H.: Man nimmt sich auch weniger wichtig ohne dieses Ich.

M.S.: Ja, was nicht schadet. Die Journalisten sind ja immer noch genug wichtig: ihr Name erscheint trotzdem gross.

D.H.: Es geht Ihnen also nicht um Sie und Ihre Meinung, als um die Sache und das Informieren?

M.S.: Letztlich ist das Schreiben ein Broterwerb, es gibt einen Markt. Insofern ist es schon wichtig, dass der Name erscheint. Jeder Journalist erhält einen Wert, der durch die Qualität seiner Artikel und durch das Erscheinen seines Namens erst entsteht, aber er hängt natürlich nicht von der Ich-Form ab. Nur um die Sache geht es aber auch nicht unbedingt. Für mich ist es das grösste Kompliment, wenn jemand meine Texte gern liest und sie anregend findet. Das ist eigentlich das Beste das passieren kann.

D.H.: Dies ist auch Ihr Ziel?

M.S.: Ja, auf jeden Fall. Dass man Artikel gerne liest, dabei etwas erfährt und danach Dinge etwas anders betrachtet als zuvor, vielleicht auch nur dass beim Leser ein neuer Gedanke entsteht.

D.H.: Sie wollen also keine grosse politische Revolution anzetteln.

M.S.: Nein, das schafft man nicht als Journalist.

D.H.: Sondern?

M.S.: Das weiss ich überhaupt nicht (lacht). Man kann die Revolutionen auch nur beschreiben, als Nachrichtenjournalist.

D.H.: Was war für Sie schlussendlich ausschlaggebend für Ihren Einstieg in den Magazinjournalismus?

M.S.: Man kann analytischer arbeiten und hat auch mehr Zeit für seinen Text zur Verfügung. Bei einer Tageszeitung muss man etwas für den nächsten Tag schreiben. Das bedeutet, man arbeitet drei, vier Stunden pro Tag, wenn es hoch kommt kann man einen Tag recherchieren und hat dann einen halben Tag Zeit um zu schreiben. Bei einer Wochenzeitung schreibt man eine Woche lang an einem Artikel, da hat man einen extremen Output. Wenn man von einer Tageszeitung her kommt, ist es natürlich ein grosser Luxus, so viel Zeit und auch Buchstaben, beziehungsweise Platz zu haben.

D.H.: Und diesen Platz brauchen Sie?

M.S.: Nicht immer, ich schreibe auch gerne kurze Texte. Aber der Anspruch an Artikel in einer Wochenzeitung ist natürlich, dass man sie eine Woche lang lesen kann, dass sie über einen Tag hinaus gelten. Dementsprechend müssen die Artikel auch länger sein.

D.H.: Wir sprachen nun über die journalistischen Form, die in Ihre Arbeit einfließt. Inwiefern wurden Sie, als Sie noch auf einer Redaktion arbeiteten, in Ihrem Schreiben von der Redaktion beeinflusst?

M.S.: Bei mir spielte die redaktionelle Linie nie eine grosse Rolle. Damals bei der Weltwoche war alles relativ weit gefasst. Es schrieben Meienberg, Margrit Sprecher, Hans-Peter Born und sie hatte alle nebeneinander Platz. Einer schrieb etwas, ein anderer das Gegenteil. Aber dieses Konzept war stets erfolgreich, auch dank Meienberg. Wenn er einen Artikel hatte, wurden immer mehr Exemplare verkauft, weil er allen gefiel. Insofern war er Teil des kapitalistischen Systems. Später, als ich bei Facts war, gab es eher eine redaktionelle Linie. Bei gewissen Artikeln gab es Diskussionen mit der Redaktion und ein, zwei Mal hatte ich Meinungsdivergenzen mit Res Strehle. Aber wenn wir uns heute sehen verstehen wir uns sehr gut. In der Köppel-Phase bei der Weltwoche hingegen gab es Liniendiskussionen, was ich bisher so nicht kannte, denn zuvor fand in der Weltwoche von links bis rechts alles Platz, es gab keine Linie im eigentlichen Sinn. Unter Köppel wurde es mir dann zu eng, als er diesen Wahlaufruf für die SVP publizierte und ich die Redaktion deshalb verliess. Es wird bestimmt interessant, nun zu sehen, in welche Richtung Köppel die Weltwoche nun führen wird. Vielleicht gibt es wieder eine Parteipresse. Obwohl ich denke, Köppel hat gemerkt, dass eine Parteipresse in der Schweiz keine Option ist, da die Schweizer parteipolitisch nicht gebunden sind. Und auch wenn man sich als Zeitung sich für die SVP ausspricht, kommt das selbst bei den SVP-Wählern nicht sehr gut an. Es kann aber auch sein, dass er nicht eine parteipolitische, sondern eine rechtsliberale Zeitung aus der Weltwoche macht, wo eine redaktionelle Linie vorhanden ist und die sich dann kohärent durch die Argumentationen durchzieht, die aber auch überraschende Schlüsse zulässt. Wie zum Beispiel beim Economist: Man weiss eigentlich von welchem Standpunkt her sie argumentieren, aber trotzdem haben sie zu Einzelfragen immer wieder ganz interessante Meinungen, weil sie so konsequent denken. Ob ein solches Konzept aber auch in der Schweiz klappt, ist dann die Frage. Auch die NZZ, früher auf FDP-Kurs, hat sich geöffnet. Man findet heute in der NZZ ein sehr grosses Meinungsspektrum, gerade in der NZZ am Sonntag. Man kann nicht mehr sagen die NZZ sei eine FDP-Zeitung. Gut, vielleicht hat sich auch die FDP geöffnet, aber von der Haltung her könnte sie ebenso eine Weltwoche sein. Es gibt keinen Unterschied mehr.

D.H.: Wie sieht Ihre Zukunft bei der neuen Weltwoche mit Roger Köppel aus?

M.S.: Ich habe schon seit der letzten Köppel-Ära einen Autorenvertrag, sodass ich nicht mehr auf der Redaktion bin und einfach meine Artikel schreibe. Wenn ich dann meine Artikel nicht mehr schreiben kann oder sie abgelehnt werden, müsste ich halt weiterschauen, das habe ich mir noch gar nicht überlegt.

D.H.: Was heisst Autorenvertrag?

M.S.: Ich habe ein Fixum, früher schrieb ich alle zwei Monate einen grossen Artikel, wofür ich jeden Monat einen festen Lohn erhalte. Nun schreibe ich zusätzlich noch kleinere Artikel, das Fixum ist etwas grösser. Manchmal biete ich ein Thema an, zum Teil kommen Anregungen von den Zeitungen und ich schreibe einen Artikel.

D.H.: Es ist also doch noch eine gegenseitige Bindung da.

M.S.: Ja, klar. Kommerziell lebe ich von der Weltwoche, meinen Lohn beziehe ich zum grössten Teil von diesem Vertrag. Ich habe Familie und brauche ein festes Einkommen, Unfallsversicherung, Krankentaggeld und diese Dinge. Ohne Familie kann man halt vieles anders betrachten.

D.H.: Gehen Sie denn deshalb den Weg des geringsten Widerstands und ertragen die redaktionellen Bedingungen, auch wenn diese für Sie nicht mehr stimmen?

M.S.: Nein, nicht unbedingt. Wenn es mir nun bei der Weltwoche nicht mehr gefiele, würde ich dort nicht bleiben wollen, denn das Umfeld spielt bei mir auch eine Rolle. Aber eigentlich habe ich keine Angst bei Köppel. Ich denke nicht, dass die Weltwoche zu einem SVP-Blatt wird.

D.H.: Aber es wird konservativer.

M.S.: Das stört mich eigentlich nicht, es ist einfach eine Frage des Tonfalls. Köppel mag ich noch, im Gegensatz zu anderen Autoren der Weltwoche, die im Lehrerton schreiben. So besserwischerisch und belehrend, das finde ich schlimm und geht mir auf den Wecker, mehr noch als der Inhalt der Texte. Bei meinen eigenen Texten achte ich sehr auf den Tonfall, dass er nicht zu belehrend ausfällt und Fakten benutze um zu argumentieren.

D.H.: Wie wichtig sind Ihnen Reaktionen der Leser?

M.S.: Es ist mir wichtig, dass es überhaupt Reaktionen gibt. Reaktionen sind immer gut. Ich lese alle Leserbriefe, beantworte sie aber nicht, das ist mir zu mühsam. Mails hingegen schon, egal ob sie Lob oder Kritik enthalten, ausser es handelt sich um primitive Beschimpfungen.

D.H.: Haben Sie mögliche Reaktionen beim Schreiben schon im Hinterkopf?

M.S.: Nein, es ist sowieso schwierig abzuschätzen. Manchmal gibt unerwartet viele Reaktionen und umgekehrt.

D.H.: Sie sagten, sie kannten Meienberg. Inwiefern hat er Sie als Journalist beeinflusst?

M.S.: Ich las viel von ihm. Rein sprachlich war er grossartig. Er war ein Reporter und hatte einen anderen Stil, er ging auf die Menschen zu. Was ich bis jetzt an ihm bewundere ist, dass alles, was er sah und beobachtete, immer in seine Weltanschauung gepasst hat, ohne dass er etwas fingiert hätte. Er schrieb nie über sich selber, immer über andere und trotzdem brachte er diese Beschreibungen mit seinem Weltbild in Einklang. Ich wünschte mir zwar so schreiben zu können wie Meienberg, probierte aber nie ihn zu imitieren. Letztlich war er ein frecher Typ, der immer seinen Weg ging und nichts auf sich kommen liess. Das hat mich beeindruckt.

D.H.: Ist er in diesem Bereich eine Ikone für Sie?

M.S.: Ja, klar. Er beeinflusste den Beruf des Journalisten. In der Schweiz existiert ein hochstehender Journalismus im Vergleich zu Österreich zum Beispiel. Es gibt gute Produkte wie *das Magazin*, *die Weltwoche*, *NZZ Folio* und *NZZ am Sonntag*. In der Schweiz haben wir eine gewisse journalistische Tradition. Jede Stadt hat eine Tageszeitung, in St.Gallen das St. Galler Tagblatt, in Bern die Berner Zeitung, den Bund und so weiter. Köln als Vergleich hat keine entsprechende Zeitung mit einem so hohen Qualitätsanspruch, obwohl Köln als Stadt um einiges grösser ist als Schweizer Städte. Schweizer gewinnen auch immer wieder Deutsche Journalistenpreise wie den Egon-Erwin-Kisch-Preis. Dies zeugt von eben dieser Tradition der Schweiz, in der Meienberg ein Extrembeispiel war. Es gab nie mehr eine Figur wie ihn, aber Journalisten haben einen speziellen Wert, sobald sie einen anderen Ton einschlagen. So zum Beispiel Jean-Martin Bütner, der *Tages-Anzeiger* weiss genau was er an ihm hat.

D.H.: Diese Tradition, von der Sie sprechen, war die Ihrer Meinung nach schon vor Meienberg oder kam sie mit ihm?

M.S.: Die Zeit vor Meienberg kann ich nicht beurteilen. Aber Meienberg kam ja nicht aus dem Nichts, es gab schon immer solche Persönlichkeiten. Margrit Sprecher zum Beispiel ist ähnlich von der Bedeutung her.

D.H.: Bewegte Meienberg auch im täglichen Schreiben etwas?

M.S.: Er kämpfte gegen sprachliche Stereotypen, wie die *Spiegel-Sprache*. Allerdings gab es eine solche Magazin-Sprache in der Schweiz nie, am ehesten noch beim *Facts*. Bei der *Weltwoche* wahrt man noch immer die Achtung vor dem Autor. Man kann lange Texte liefern, die eher zu wenig als zu viel gegengelesen werden.

D.H.: Hätte Meienberg auf Sie dieselbe Wirkung ausgeübt, wenn Sie ihn nicht persönlich gekannt hätten?

M.S.: Ich kannte ihn nicht gut, man sah sich ab und zu auf der Zeitung. Einen Artikel schrieben wir zusammen, wobei ich ihn eher mühsam fand. Er behandelte die Leute um sich wie seine eigenen Volontaire. Vor seiner Reise veranstaltete er ein riesiges Theater um die Versicherung seiner Hoden, die mussten versichert sein, falls sie abgeschossen würde. Dann wollte er, dass ich ihm als Mitbringsel Schokolade und Zigaretten besorge. Ich sagte ihm dann, die soll er selbst auf dem Flughafen im Duty-Free-Shop kaufen gehen. Meienberg versuchte uns in seinen Kampf einzuspannen. Er schickte mich zu diversen Leuten, um für das Erscheinen unseres Artikels zu sorgen. Bis zu einem gewissen Grad tat ich das auch, aber es wurde zum Teil mühsam. Ich hatte keinen engen Kontakt zu ihm und fand ihn im persönlichen Kontakt eher anstrengend.

7.2.3 Hugo Bütler

Interview mit Hugo Bütler, 14. August 2006, Büro in der NZZ Redaktion, Zürich.

David Herrmann: Wie kamen Sie zum Journalismus und was war Ihre Motivation dafür?

Hugo Bütler: Ich stieg direkt nach der Matur als Werkstudent in den Journalismus ein. Mein Vater starb als ich in der Rekrutenschule war, weshalb ich schon relativ früh auf mich selbst gestellt war und schauen musste, wie ich durchkomme. Ich begann im Lokaljournalismus. 1964, im Jahr nach meiner Matur, übernahm ich das erste Mal die Verantwortung für eine Lokalzeitung in Zug, die drei Mal in der Woche erschien. Ab 1967 arbeitete ich für die *Schweizerische Depeschagentur* in Zürich, wo ich verschiedene Berichterstattungen und auch Redaktionsdienste machte. Agenturjournalismus ist eine gute Schule für einen Journalisten, weil Präzision, Genauigkeit und Objektivität gefragt sind. Ich übernahm dann die Rolle des Berichterstatters über die beginnenden Auseinandersetzungen an der Universität, das war vor 1968. In der intensivsten Phase wurde das bald zu einer Halbtagesbeschäftigung. So kam ich in den Journalismus. In Zug vertrat ich immer wieder, auch über längere Zeit, den damaligen Alleinredaktoren. Es gab zu dieser Zeit nur einen Redaktoren, ohne Sekretariat, der alle Korrekturen selbst lesen musste. Neben dem Studium war diese Aufgabe eine grosse Herausforderung, aber ich lernte viel. Der Chef der Depeschagentur sagte 1968 zu mir, ich passe zur Neuen Zürcher Zeitung und würde nicht auf die Dauer bei ihnen bleiben. Und so kam ich dann auch zur NZZ. Ich wollte ein Studium in Philosophie und Literatur bei Hans Barth absolvieren, aber kaum kam ich an die Universität Zürich, starb Barth. Eine inspirierende Anregung für meinen Entscheid war die Lektüre von Karl Kraus. In der Zeit um die Matur, las ich alles von Karl Kraus, was für mich erreichbar war.

D.H.: Und was war Ihre Motivation?

H.B.: Die Auseinandersetzung von öffentlichen Verhältnissen, zwischen dem Individuum und der Gesellschaft, dem Individuum und dem Staat, aber auch Polemiken von politischen Auseinandersetzungen. Ich erinnere mich zum Beispiel daran, als in Zug ein neuer Stadtpräsident gewählt wurde. Es gab einen katholischkonservativen Kandidaten und einen freisinnigprotestantischen, gewerbetreibenden Kandidaten, der in Zug ein Haushaltswarengeschäft betrieb. Darauf gab die CVP unter der Hand eine Parole heraus, die gegen die Wahl des Protestanten war. Es sei ein Unding, wenn in einer mehrheitlich katholischen Stadt ein Protestant gewählt würde. Obwohl ich selbst ursprünglich aus einer katholischen Familie in einer Landgemeinde stamme, rebellierte ich innerlich. Es kann doch nicht sein, dass man so etwas sagt, auch weil in Zug die unterschiedlichen Konfessionen sehr gut miteinander lebten. Der protestantische Unternehmer wurde dann überlegen in das Amt als Stadtpräsident gewählt. In Zug schrieb ich viele Parlamentsberichtserstattungen, unter anderem aus dem Kantonsrat. Das waren interessante Auseinandersetzungen, die mich auch beschäftigten. Das Raportieren und das kritische Kommentieren gefielen mir. Ich hatte einen Namensvetter, der 35 Jahre lang für die Zuger Nachrichten redigierte. Er war in der Innerschweiz während der Zensurzeit im zweiten Weltkrieg der meist verwarnte Journalist. Aber er wurde nie von der Zensur erwischt,

weil er jede umstrittene Thematik mit Zitaten, zum Beispiel von Heine, im Sinn des Widerstandes gegen Deutschen Ungeist in die Zeitung brachte. Im Nachhinein konnte er sagen: „Halt, das ist doch nur ein Zitat.“

D.H.: Hat sich Ihre Motivation über die Jahre verändert?

H.B.: In der Zeit des Kalten Krieges begann mich die politische Philosophie zu interessieren, die Auseinandersetzungen mit der Opposition, was später in der Studentenrevolte als Establishment angegriffen wurde. Also wie man mit der Opposition und Oppositionellen umgeht. Von Leuten, die Billette „Moskau-einfach“ ausstellen wollten, hielt ich gar nichts, denn man muss sich argumentativ auseinandersetzen, nicht einfach alles tolerieren und alles gelten lassen. Während der Studentenrevolte schrieb ich intensiv für die *NZZ*. Es ging um die Verhältnisse an den Hochschulen und später dann um die Opernhauskrawalle und die 80er Unruhen. Ich fragte mich: Kann man so zusammenleben wie die gewalttätigen Aufständischen oder hat das Konsequenzen, die im Grunde genommen gemeinschaftliches Leben zerstören? Diese selbstzerstörerischen Elemente in der Argumentation der Aufständischen arbeitete ich stark heraus. Mit anderen Worten: In meiner Motivation ging es darum, herauszufinden, welche Randbedingungen es für das gesellschaftliche, politische und religiöse Zusammenleben braucht, was heisst Meinungs- und Gedankenfreiheit, öffentliche Kontrollen von staatsfeindlichen Kräften?

Kurzum: Meine Motivation für den Journalismus war die Frage, wie man in einer freien Gesellschaft mit verschiedenen denkenden Kräften zusammenlebt. Ich verfolgte ein liberales Staatsverständnis. Geist der Gesetze, Trennung der Gewalten, das war damals zentral für mich. Der englische Autor Burke, die Franzosen Voltaire und Montesquieu und auch die amerikanischen und später die italienischen politische Philosophen, die dazu viel zu sagen hatten, interessierten mich. Das sind alles innenpolitische Themen, aber sehr früh schon beschäftigte ich mich auch mit der Aussenpolitik, vor allem mit dem Ost-Westkonflikt und wie man im Grossen mit diesen zwei sich ausschliessenden Weltverständnissen umgeht. Also mit dem kommunistischen Sowjetimperium, das versuchte alles unter Kontrolle zu halten und der westlichen Welt, die im Zeichen der Freiheit handelte. Um die Freiheit ging es mir immer; was heisst Freiheit im Denken, im Leben und in der Politik, was sind die Rahmenbedingungen, die es benötigt? Diese Gebiete motivierten mich damals und beschäftigten mich von den 60er Jahren bis in die 90er Jahre. Dann veränderte sich die Welt grundlegend.

D.H.: Die Freiheit blieb aber auch nach dem Ende des Kalten Krieges ein aktuelles Thema.

H.B.: Ja, klar, aber heute hat das Element Verteidigung gegen direkten Bedrohungen eine ganz andere Lage, weil diese Gegenmacht, der Osten, nicht mehr besteht, sondern es geht darum, wie man gesellschaftlich und politisch die Freiheit begründet und was Freiheit bedeutet. Es ist ja nicht einfach alles erlaubt oder alles möglich. Man muss sie gestalten. Freiheit hat als Gegenbegriff unter anderem eine Verantwortung, auch im eigenen Leben. Natürlich kann man sich betrinken und Drogen nehmen, aber man muss allenfalls die Folgen für sich selbst mitbedenken.

D.H.: Wenn Sie sagen, man müsse die Freiheit gestalten, wollten Sie dann Teil sein dieses gestalterischen Prozesses?

H.B.: In der Auseinandersetzung schon. Eine politische Zeitung wie die *NZZ* hat einerseits die Hauptaufgabe zu informieren und das Geschehen hier in der Schweiz und in der Welt zu analysieren. Andererseits ist es die Meinungsbildung. In meinem Verständnis und dem der Zürcher Zeitung geht es um eine Meinungsbildung im Zeichen einer freiheitlichen politischen, kulturellen sowie wirtschaftlichen Welt. Aber auch im Bereich der Wissenschaft und Forschung. Das waren für mich die zentralen Bezugspunkte. Die Meinungsbildung mitgestalten ist für mich die zweite wichtige Aufgabe bei der *NZZ*. In einer direkten Demokratie wie wir sie haben, ist jeder einzelne als Teil dieser Gesellschaft aufgefordert, seine Überlegungen beizusteuern und sie im politischen Prozess auszudrücken, mindestens bei den Abstimmungen.

D.H.: Mit einem Kreuz bei Ja oder Nein.

H.B.: Ja oder Nein ist das Ergebnis einer differenzierten Betrachtung. So habe ich die Leitung einer Zeitung und auch meine eigene Schreibe immer verstanden.

D.H.: Welche Maximen haben Sie dabei?

H.B.: Die Werte Freiheit und Gleichheit oder Gerechtigkeit sind zwei Werte in einem Widerstreit. Die Gewichtung bei mir ist eher auf der Seite Freiheit, Spielraum und nicht Gleichheit und übermässige Kontrolle. Horkheimer, ein wichtiger Kopf der Frankfurter Schule, sagte einmal: Wenn man nur Freiheit betont, kann das zu Ungerechtigkeit führen. Wenn man Gleichheit durchsetzen möchte, heisst das hochgradige Verwaltung und Kontrolle. Und wenn man Freiheit hat, gibt es Spielräume, aber auch Ungerechtigkeiten. Während der französischen Revolution gab es frühkommunistische Figuren, welche sagten, der Staat müsse allen jeden Tag dasselbe Essen vorsetzen. Das ist nun, extrem ausgedrückt, was Gleichheit bedeuten sollte. Für Gerechtigkeit braucht es die Rechtsprechung, aber in meiner Betrachtung waren die Entwicklungsspielräume, also Freiheit, wichtig: Die individuellen Spielräume zu bewahren, denn die Gerechtigkeit in materiellem Sinne als Gleichheit ist nicht möglich. Zum Beispiel ist Ihr Talent grösser als jenes Ihres Mitstudenten und schon morgen sind Sie weiter, oder auch weniger weit, als dieser. Man kann einen Gerechtigkeitszustand nicht materiell umsetzen, sondern der Staat muss sich beschränken auf rechtliche Spielregeln.

D.H.: Floss dieses Verständnis von Freiheit und Gerechtigkeit auch in Ihre Arbeit ein und hat beim Verfassen Ihrer Texte eine wichtige Rolle gespielt?

H.B.: Ja, eine wichtige Rolle. Erst kürzlich schrieb ich einen Leitartikel „Freiheit. Aus Verantwortung gestalten“. In der eigenen Arbeit, aber auch in der Leitung der Zeitung war es mir stets sehr wichtig, dass wir das bessere Argument finden, das überzeugt. Das muss ein geistig intellektuelles Argument sein, in dem sich auch die politische und geschichtliche Erfahrung widerspiegelt. Die überzeugendsten Argumente müssen die Meinungsbildung bestimmen, denn wir legen nicht den Katechismus aus, sondern analysieren in einer konkreten Welt. Auf diese Art leitete ich die Zeitung.

Wenn heikle und schwierige Themen anstanden, setzte ich mich mit den Redaktoren auseinander. Entweder kannte ich sie gut, dann wusste ich, wie sie argumentieren oder aber ich ging auf sie zu und fragte sie, wie sie denken und sie die Sachlage einschätzen und was sie zu einem Thema meinen. Das Thema konnte dabei in verschiedene Richtungen gehen: rechtlich, philosophisch und vielleicht wirtschaftlich. Letztlich muss man ethisch dazu stehen können, was man in einem Blatt verbreitet und darauf achten, dass man von den Argumenten her nicht angefochten werden kann, natürlich im Wissen, dass ein Prozess immer offen ist und Neues dazukommen kann.

D.H.: Sie sprechen von Ethik im Sinne einer Überzeugung und von einer Selbstverständlichkeit einer Argumentation?

H.B.: Ja. Das steht auch in unseren Redaktionsstatuten, ursprünglich aus dem Jahr 1897. Im Kern ist es auch heute noch immer dasselbe. Es heisst dort, kein Journalist könne dazu gezwungen oder veranlasst werden, gegen seine Überzeugung zu schreiben. Man hatte bei der NZZ immer das Ideal von freiheitlichem Denken und Liberalismus mit Gewaltentrennung, damit es Spielraum gibt und die Macht nicht in einer Hand konzentriert wird. Man vertritt nicht irgendeine Auffassung, die von jemandem fabriziert wird, sondern jene, die aus bestem Gewissen und eigenen Erfahrungen entsteht.

D.H.: War diese Überzeugung eines Einzelnen auch bei der Auswahl der Redaktoren wichtig?

H.B.: Selbstverständlich ist jeder Mensch ein Individuum. Aber bei der Personalauswahl ist die Qualität der Reflexion, die jemand verspricht, von Bedeutung. Junge wie Sie oder auch Alte befinden sich immer in einer Entwicklung. Das ist das Tolle an diesem Beruf; man kann jeden Tag etwas dazulernen. Die erste Einschätzung der Begabung, wie sich jemand ausdrückt ist relevant, aber auch seine Denkweise. Wenn man von Anfang an das Gefühl hat, dass jemand ein verbohrt Nationalist ist oder in seiner Seele ein Sozialist, dann passt er eher nicht zu uns. Bei uns sind aber sehr viele Leute integriert, die von den verschiedensten Orten herkommen, was dann zu internen Auseinandersetzungen führt. Dort wird diskutiert, Meinungen werden gebildet und man setzt sich mit der Materie auseinander. Um den Charakter, beziehungsweise diese liberale Denkweise zu bewahren, ist das Personal, das nachwächst, sehr wichtig.

D.H.: Sie sprachen das redaktionelle Leitbild an. Fühlten Sie sich diesem verpflichtet?

H.B.: Auf jeden Fall. Im Redaktionsstatut hat es viel Hausgeist, das Leitbild ist nicht irgendwo festgeschrieben. Ich versuche es lebendig zu halten und es zu leben, in einer Welt, die man immer wieder neu betrachten muss. Es ist eine Haltung. Oft haben wir zu heiklen Themen Hintergrundgespräche mit interessanten Exponenten gewisser Positionen, um deren Argumente und Denkweise zu betrachten, damit wir mit einer fundierteren Kenntnis schreiben und informieren können. Auf diese Weise haben wir immer Reserveargumente im Kopf und schießen nicht aus, sondern können die Diskussion weiterziehen und wieder argumentieren.

D.H.: Dieser redaktionelle Geist war dann eine von den Einflussgrössen für Sie.

H.B.: Ja, natürlich. Mit allen heiklen Gebieten hat man sich auseinandergesetzt, intern sowie auch schreibend.

D.H.: Das waren jetzt alles interne Faktoren. Gab es auch Einflüsse von aussen, die auf Ihre Arbeit wirkte?

H.B.: Das Geschehen in der Welt hat natürlich immer einen Einfluss. Wenn das Sowjetimperium in einer Implosion verschwindet, stellt man fest, dass die ganze Weltlage anders ist als zuvor. Diese Polarität des grossen Weltgegensatzes gibt es nicht mehr. Kurzum: Die Ereignisse in der Welt, wie zum Beispiel der 11. September 2001, haben Einfluss. Selbstverständlich auch Auseinandersetzungen in der Schweiz, wie die Schwarzenbach-Initiative, die damals die Ausländerzahlen reduzieren wollte, beschäftigten mich intensiv.

D.H.: Inwiefern beeinflusste das wirtschaftliche oder politische System Ihre Arbeit tatsächlich?

H.B.: Wenn man das freiheitliche gesellschaftliche oder politische Ideal inne hat, muss man die politischen, intellektuellen und wirtschaftlichen Kräfte einbeziehen, sie darstellen und eine Auseinandersetzung führen im Feuilleton, in den Zeitfragen, diese Seite, die wir haben. Diese Zeitfragen waren immer wichtig, um gewisse Themen zu beleuchten. Die Wirtschaft, vor allem die Finanzwelt, hat sich stark verändert seit den 70er Jahren und seit 89/91 mit der Globalisierung der Finanzwelt noch viel mehr. Die Spielregeln müssen eine gewisse Fairness und Transparenz aufweisen, denn es gibt eine Grenze zum Kriminellen. Die ganzen Regeln für Firmen, die an der Börse sind, verursachen intensive Diskussionen, die wir auch in unserem Wirtschaftsteil führen. Das Ordnungspolitische pflegte man immer sehr stark und hielt es hoch. Einer, der dies in der Praxis extrem kritisch behandelte, war Hans-Jörg Abt. Er behandelte den Fall Rey und viele andere und war eine gefürchtete Instanz. Das liberale Zusammenleben und die Spielregeln konnte Abt beeinflussen und Auseinandersetzungen führen. Das macht unser Wirtschaftsteil auch heute noch, wo in Folge von schlechtem Verhalten all diese Kontrollregeln eingeführt wurden.

D.H.: Gab es denn jemals einen Versuch von direkter Einflussnahme der Wirtschaft und der Politik auf die NZZ oder auf Sie?

H.B.: Man ist natürlich mit ganz verschiedenen Leuten in Diskussionen und hat Kontakt zu diesen. Da könnte man meinen, dass diese Einfluss auf die Journalisten haben, aber ein kluger Journalist kann dann daraus machen, was in seinen Überlegungen richtig ist und die Dinge einordnen. In meiner Zeit bei der NZZ gab es eigentlich nie einen Pressionsversuch, dafür war der Respekt vor der Zeitung wahrscheinlich zu gross. Natürlich gibt es Vorfälle, die man anekdotisch erzählen kann. Zum Beispiel im Zweiten Weltkrieg. Damals versuchte der Deutsche Presseattaché durch eine Netzbildung drei wichtige Chefredaktoren abzusetzen. Aber erfolglos. Einmal stellte ich einen Botschafter aus meinem Büro und sagte ihm, er sei nun der erste, der seit 1940 versuchte, Korrespondenten abzusetzen. Aber ernsthafte Druckversuche der üblen Art habe ich nicht zu berichten.

D.H.: Anfang bis Ende der 90er Jahre gab es eine Rezession, unter der die Werbung und deshalb auch die Zeitungen litten. Wie wirkte sich das auf Ihre Arbeit aus?

H.B.: Die Zeitungen sind halt immer ein kombiniertes Geschäft: Sie haben eine Leserschaft, von der ein Teil der Einnahmen stammt und man hat ein Werbeaufkommen, das den wichtigeren Ertragsteil stellt. Die Konjunktur schwankt bekanntlich, das war schon immer ein Auf und Ab. Der erste grosse Konjunkturinbruch, der zu Sparmassnahmen zwang und den ich als Redaktor erlebte, war im Zusammenhang mit dem Ölschock 1975. Damals schrumpfte der Inseratumfang von 14'000 Seiten auf 8'000 Seiten, weshalb man allerlei Sparmassnahmen treffen musste, sprich Leute entlassen und so weiter. Aber an der Grundeinstellung und dem Selbstverständnis der journalistischen Arbeit änderte das nichts. Klar schlagen solche Sparmassnahmen auf die Psyche der Angestellten und es ist natürlich nicht angenehm, jedoch behielten wir den Kurs der Zeitung bei. Als allmählich wieder die Erholung kam, hatte man in der zweiten Hälfte der 80er Jahre eine Hochkonjunktur, die ich als die biblisch fetten Jahre bezeichnete. Die mageren kamen dann aber auch wieder. In den 90er Jahren hatte man zwei Einbrüche, auch nicht angenehm, aber sie waren nicht so extrem wie im Jahre 75. Der neue Höhenflug kam dann mit der Interneteuphorie. Dieser Höhenflug konnte ja nicht lange andauern. Der konjunkturelle Absturz plus der Strukturwandel, also weg von der gedruckten Information, hin zu digitalen und Online-Informationen, veränderte die Randbedingungen der Arbeit in positivem Sinn. In den späten 70er Jahre stellte man von der alten Bleitechnik um zur elektronischen Zeitungsproduktion, später kamen die ersten PCs. Das war ein gewaltiger Wandel und man konnte schneller auf Aktualitäten reagieren. Früher schrieben sich Korrespondenten Briefe oder telefonierten und heute kann man von überall aus in der Welt einen Text übermitteln und ihn im letzten Moment in der Zeitung platzieren. Der Journalist von heute erledigt technische Arbeiten, die früher von anderen Abteilungen getan wurden, mit seinem Computer und kann in viel weniger Zeit noch mehr verarbeiten und in die Zeitung bringen. Wie gesagt, wir hatten eine Konjunkturkrise nach 2001, aber gleichzeitig einen strukturellen Wandel, eine Verlagerung von Informations- und auch Werbeaktivitäten. Viele Werbeaktivitäten, die früher in die Zeitung einströmten, gibt es so heute nicht mehr, weil Firmen eine eigene Homepage haben. Oder auch Arbeitsstellen werden gar nicht mehr ausgeschrieben, sondern werden auf dem Netz angeboten, die Firmen geben also keine Werbegelder mehr aus. Unsere Werbeeinnahmen gingen im Vergleich zu den fetten Zeiten sehr stark zurück. Die Redaktion und das Korrespondentennetz waren nie so gross wie in der zweiten Hälfte der 90er Jahre. Nun musste man wieder etwas zurückfahren, vor allem im Bereich der Redaktion und der Korrespondenten, aber das Netz der Mitarbeiter für die Inhalte ist heute einiges grösser als noch in den 70er Jahren.

D.H.: Welche Rolle spielt für Sie als Chefredaktor oder als Journalist die Sprache in den Texten? Wie gehen Sie mit unterschiedlichen Tonalitäten um?

H.B.: Die Sprache ist ein zentraler Punkt für den qualifizierten Journalismus. Was mich und die Zeitung insgesamt betrifft, ist die Sprache das A und O der Berufstätigkeit. Ein Journalist, der sich

nicht verständlich und in unserem Fall präzise differenziert ausdrücken kann, ist schlecht geeignet oder es gibt so viel zu redigieren, dass es schwierig wird, ihn zu integrieren. Wir hatten sehr begabte Journalisten, die aber undiszipliniert schrieben, zum Beispiel Hottinger, ein Nahost-Korrespondent. Die Redaktoren sagten: Der ist weltberühmt! Aber eigentlich haben wir von der Redaktion ihn gross gemacht, indem wir seine Manuskripte bearbeiteten. Das ist aber nicht der Normalfall. Das kann man in einem Fall machen, aber 97% der Texte sollten auf dem Punkt sein, wenn sie hereinkommen, ansonsten kann man ja keine Zeitung machen. Die Sprache ist also äusserst wichtig. Bei der Nachwuchsauswahl ist die Sprachbegabung, das heisst das präzise Formulieren, Sachverhalte ausdrücken und die Meinung differenziert und klar wiedergeben, ein wesentliches Element. Auf Sprachbegabung, -pflege und -erziehung legten wir immer höchsten Wert in der Redaktion und haben auch unsere eigenen Sprachregeln, denn wir bewegen uns in einem Gebiet, in dem ständig Neues kommt, neue Begriffe, die man nicht im Duden nachschlagen kann. Um ein Beispiel zu nennen: In irgendwelchen anonymen Bekennercommuniqués von Terroristen stand: „Die Rote Armeeaktion hat die Verantwortung für diesen Anschlag.“ Aber die übernehmen gar keine Verantwortung, sondern verstecken sich. Eine Verantwortung ohne eine Person dahinter gibt es nicht, weshalb eine solche Formulierung bei uns nicht ins Blatt kommt, ausser es wird zitiert. Das geht bis zur Handhabung der Sprache im Zusammenhang mit sehr heissen Themen und Auseinandersetzungen. Um das Sprachbewusstsein zu pflegen haben wir regelmässig Sprachkolloquien. Dann gibt es noch das interne Sprach-Vademecum, wo vereinbart wird, wie wir zum Beispiel einen Stadtnamen, der plötzlich ins Rampenlicht gerückt wird, schreiben. Sprachbewusstsein pflegen, Sprachkritik und Sprachentwicklung nahmen wir stets sehr wichtig. Gegenlesen ist bei uns zentral, der verantwortliche Redaktor kontrolliert, dass der Text auf dem Punkt ist und keine sprachlichen Fehler mehr enthält. Aber das Gegenlesen hat für das Argumentieren, bei heikeln, meinungsbildenden und wertenden Artikeln über ein sensibles Gebiet eine wichtige Funktion. Jeder Artikel, auch ein reiner Informationsartikel ist wertend.

D.H.: Also gibt es diese viel gelobte Objektivität gar nicht.

H.B.: Nie 100%ig. Man kann sich annähern, und das ist vielleicht ein anstrebenswerter Wert. Aber man muss sich bewusst sein, dass jeder Mensch einen eigenen Standpunkt und einen Ort hat, von dem aus er die Welt betrachtet. Unser Ort ist erklärermassen ein liberales Denken. In diesem Sinn gibt es keine Objektivität ohne Bezug auf etwas, im Kommunismus verstand man Objektivität nochmals als etwas anderes. Alle sensiblen Kommentare und Artikel sollten deshalb vom grösst möglichen Kritiker gegengelesen werden, von jemandem, von dem man weiss, dass er anders denkt. Wann immer möglich lese ich oder mein Stellvertreter die sehr heiklen Themen selbst bevor sie erscheinen, um allfällige Schwächen auszumerzen.

D.H.: Und bei Ihnen selber? Inwiefern passen Sie die Sprache dem Thema an?

H.B.: Natürlich ist es nicht dasselbe, ob man einen politischen Kommentar, einen Leitartikel, einen Bericht oder einen Artikel für das Feuilleton schreibt. Das sind, mindestens teilweise verschiedene

Sprachsphären, und wenn man's kann, dann passt man die Sprache an. Nicht jede Person kann überall schreiben, aber es gibt auch Talente, die sich sehr gut umstellen können in ihrem Sprachduktus.

D.H.: Niklaus Meienberg polemisierte gerne gegen die NZZ, weil er spürte, dass ein gewisser Respekt vorhanden ist. Kam dieser Respekt auch von Ihnen aus?

H.B.: Ja, ich glaube das sagen zu können. Er hat mir einmal vorgeworfen, ich habe ihn nur negativ beurteilt, was aber überhaupt nicht stimmt. Zum Beispiel in einem Artikel von 1975 schrieb ich, er sei ein Maskenschnitt, eine dieser verzerrten, geschnitzten Walliser Figuren, aber nicht ohne Talent. Er war ein hochbegabter Polemiker und hatte eine grosse Sprachbegabung, die er für seine Art der Auseinandersetzungen einsetzte. Meienberg war ein talentierter Kopf, das ist ganz klar. Bloss politisch war ich nicht mit ihm einverstanden.

D.H.: Wie liefen denn Ihre persönlichen Begegnungen ab?

H.B.: Wir sahen uns relativ oft und manchmal hatten wir witzige oder kritischere Unterhaltungen bei einem Glas Wein. Wir sahen uns auf der Strasse und führten ein gutes Gespräch. Im Golfkrieg 1990/91 verbreitete er die totale Panik, weil er glaubte das Ende in einem Atomkrieg und schickte uns 15 Seiten lange Faxe ins Haus, die wir veröffentlichen sollten.

D.H.: Ich finde es sehr interessant, dass jeder meiner drei Interviewpartner die Endphase seines Schreibens anspricht, wo er sich von wahnsinnige Verschwörungstheorien umgeben fühlte.

H.B.: Damals hatte ich wirklich das Gefühl, er sei von den Schienen. Die Problematik und der Irrsinn der Atombombe existieren, das bringt man nicht aus der Welt. Sie ist erfunden und diese Erfindung kann man nicht rückgängig machen. Man kann nur eine Politik betreiben, die es verbietet, diese Waffe anzuwenden. Immer mehr Länder haben die Atombombe, aber eine Verschwörungstheorie, alles Ende in einem Atomkrieg, ist am falschen Ort. Bis zuletzt würde ich argumentieren, die Vernunft anzuwenden und Politik zu betreiben, die nicht die Selbstzerstörung, sondern die Selbsterhaltung der Welt verfolgt. Wenn es dann anders käme, wäre es natürlich eine Katastrophe, aber ich würde mit meiner Argumentation keine Mitschuld tragen wollen. Von Verschwörungstheorien halte ich prinzipiell nicht viel. Wenn derartige Ansätze vorhanden sind, muss man sie kritisch analysieren und nicht in Panik geraten, sondern die Vernunft walten lassen. Naja. Wie schon gesagt: Man sollte Meienbergs poetische Seite nicht unterschätzen. Er hatte eine hohe Sprachbegabung, die er jedoch im Dienste von Idealen und Zielen einsetzte, die ich nicht teile. In den zeithistorischen Auseinandersetzungen, zum Beispiel die Schweiz im zweiten Weltkrieg, leistete er gewisse Verdienste. Er konnte aber auch merkwürdig argumentieren, wie auch Jean Ziegler. Ich möchte diese beiden nicht ins selbe Körbchen werfen, aber Jean Ziegler machte Aussagen, in denen er bedauerte, dass die Schweiz nicht in den zweiten Weltkrieg verwickelt war und ich finde, es war eine politische Gesamtleistung dieses Landes, dass man sich aussenvorhalten konnte, und nicht auch noch zerstört wurde. Meiner Meinung nach, ist dies die grössere Leistung, als dass man unbedingt in diesen Krieg ginge.

D.H.: Hat Sie Meienberg persönlich beeinflusst?

H.B.: Er wirkte auf mich stimulierend in seiner Polemik und seinen übergrellen Zeichnungen von gewissen Themen. Er hatte etwas gedanklich Stimulierendes, man dachte über seine Argumente nach und überlegte, was davon stimmt und was man entgegensetzen muss. In den guten Zeiten belebte er die Auseinandersetzungen, weil er überzeichnete und gewisse Dinge grell beleuchtete. Als er gegen Golo Mann im Zusammenhang mit dem Fürstentum Lichtenstein polemisierte, übertrieb er völlig, worauf ihm der Tages Anzeiger grotesk ein Schreibverbot auferlegte. Ich hätte Meienberg nie ein Schreibverbot erteilt.

D.H.: Nun noch eine abschliessende Frage: Glauben Sie Niklaus Meienberg veränderte etwas im Schweizer Journalismus?

H.B.: Er war ein origineller Kopf, der im Schreiben von grossen Reportagen mit Magazin-Charakter gewisse Massstäbe setzte oder Beispiele gab. Dort hat er eine neue Qualität praktiziert. Ohne die politischen Werte, die darin stecken, zu teilen, praktizierte er eine Qualität und gab Beispiele vor, von denen einige Journalisten inspiriert wurden. In der zugespitzten, polemischen politischen Auseinandersetzungen, im Sinn seiner Ideale, die er agitatorisch verfolgte, setzte er starke Punkte. Es gibt Texte, welche einen bestimmten Wert haben, zum Beispiel jene Auseinandersetzung mit dem Landesverräter Ernst S..

7.3 Autobiografisches: Meienberg über Meienberg

„Geboren 1940 in St.Gallen, woselbst primäre und sekundäre Beschulung. 1955-60 eingeweckt in Klosterschule Disentis (Benediktiner). 1960-61 in den USA, Arbeit als Büro-Gehülfe im New Yorker Büro der „Federation of Migros Cooperatives“. Bulldozer-Fahrer in Vancouver.

1961-66 Studium der Geschichte und dergleichen in Fribourg, Zürich, dann mit einem französischen Stipendium nach Paris (Geschichte udgl., auch etwas Teilnahme an der Zeitgeschichte 1968). Eine Arbeit über „De Gaulle und die USA von 1940-42“ (lic. phil. mit sog. Abschluss in Fribourg).

Ab 1966 Pariser Korrespondent der „Weltwoche“, ab 1971 Mitarbeiter des „Tages-Anzeiger Magazins“.

1975 im Luchterhand Verlag „Reportagen aus der Schweiz“, 1976 „Das Schmettern des gallischen Hahns“ (beide neu aufgelegt im Limmat Verlag), sowie 1978 „Die Erschiessung des Landesverräter Ernst S.“.

Drei Filme in Zusammenarbeit mit Villi Hermann für das Fernsehen DRS. Etliche Produktionen für Radio DRS Faktenordner.

1976 in Zusammenarbeit mit Richard Dindo der Film „Die Erschiessung des Landerverrätters Ernst S.“.

1980 im Limmat Verlag „Es ist kalt in Brandenburg“, im gleichen Jahr ein Film in Zusammenarbeit mit Villi Hermann und Hans Stürm über dasselbe Thema (Hitler-Attentäter Maurice Bavaud).

1981 im Limmat Verlag „Die Erweiterung der Pupillen beim Eintritt ins Hochgebirge. Poesie 1966-1981“.

1982 neun monatelang Korrespondent des „Stern“ in Paris, wo es nicht ging. Demission wegen Unverträglichkeit der journalistischen Konzeptionen. Bums!

1983 im Limmat Verlag „Vorspiegelung wahrer Tatsachen“. Freier Mitarbeiter der „WochenZeitung“, der „Weltwoche“.

1985 im Limmat Verlag „Der wissenschaftliche Spazierstock“.

1987 „Die Welt als Wille & Wahn“.

Herausgeber von „Fabrikbesichtigungen“ (Limmat Verlag/WochenZeitung, 1986). Auswahlband „Heimsuchungen. Ein ausschweifendes Lesebuch“ (Diogenes Verlag, 1986).

Übersetzung ins Französische: „Reportages en Suisse“, „Maurice Bavaud a voulu tuer Hitler“, „Le délire général“ (alle bei Editions Zoé, Genf).

1970 Kauf einer BSA 650 ccm (Occasion), 1972 Honda 750 ccm (Occasion), 1974 Laverda 750 ccm, 1979 BMW 1000 ccm (Zweizylinder Boxermotor), 1984 BMW K 100 1000 ccm, 1986 geschenkweise Überlassung von 3400 ccm-Jaguar-Getriebschaltung, Exitus desselben 1988, 1988 ein Velo (Mondia), Rollschuh-Kauf in Vorbereitung. 1988 Werkpreis der Max Frisch-Stiftung 30 000 Franken.“ (Meienberg 1988: 221f.)